

KARL S. GUTHKE

Goethes indische Reise*

I. Weltbewohnen in Weimar Ex oriente lux?

Am liebsten aber wünschte der Verfasser [...] als ein Reisender angesehen zu werden [...] »Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans«

In Indien möcht' ich selber leben [...] »Zahme Xenien«

Als Georg Forster im Januar 1794 in der Rue des Moulins im Sterben lag, erzählte man sich in Paris, »der Todkranke habe von Reisen phantasiert, zu denen er bald aufzubrechen gedenke: er wolle nun endlich Arabisch und Persisch lernen, um auf dem Landwege nach Indien zu gelangen«. Auf seiner Bettdecke soll eine Landkarte von Indien ausgebreitet gewesen sein, der in der Agonie sein letzter Blick gegolten haben mag¹ – einem tropisch-exotischen Atlasblatt, nicht etwa einem Kruzifix, wie es seit Jahrhunderten üblich war, auch nicht Platos »Phaidon« oder dem Jüngling mit der gesenkten Fackel, wie es einem Humanisten damals angestanden hätte. Der hier starb, der englischsprachige Deutsche in der Metropole der Romania, der Übersetzer von Kalidasas Sanskrit-Drama »Sakuntala«, hätte sich keinen symbolisch passenderen Abgang wünschen können. Hatte er sich doch, nachdem er als ganz junger Mann, um die zwanzig Jahre alt, als Teilnehmer an Captain Cooks zweiter Expeditionsreise (1772–75) den Erdball umsegelt hatte, sein ganzes späteres Leben lang von dem Gedanken beherrschen lassen, dass

* This publication was subsidized in part by Harvard Studies in Comparative Literature.

1 Klaus Harpprecht, Georg Forster oder die Liebe zur Welt. Eine Biographie, Reinbek 1987, S. 23 f.

gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Stunde einer neuartigen Konzeption von Bildung gekommen sei: der globalen statt der klassisch-humanistischen.

Von Goethe lässt sich ein solches Lebensende eher schwer vorstellen. Oder doch nicht? Unübersehbar ist in den ›Zahmen Xenien‹ die Zeile »In Indien möcht' ich selber leben«, aber es folgt sogleich »hätt' es nur keine Steinhauer gegeben« (WA I 3, S. 251), nämlich die Urheber der ihn (ganz anders als die »Herrlichkeit der Poesie«) als phantastische »Religions-Ungeheuer« befremdenden vielarmigen und mehrköpfigen Götterskulpturen.² Beide indischen Kulturgüter, Dichtung und religiöse Bildhauerkunst, stammten aus dem tiefen »Brunnen der Vergangenheit«. Aber würde das so einfallsreich umrätselte letzte Wort »Mehr Licht!«, im grünlichen Schlafsessel im Haus am Frauenplan geröchelt, *ex oriente lux*: Interesse am gegenwärtigen Indien unbedingt ausschließen? Keineswegs im *siècle* der mancherlei *lumières*, dem die heutige englische Literaturgeschichtsschreibung selbst den späten Goethe mit Nachdruck zurechnet.³ »Die Aufklärung,« heißt es bei dem Schweizer Historiker Ulrich Im Hof, »war vorerst europazentriert. [...] Aber die Europäer wußten, daß sie sich nicht allein auf der Welt befanden. [...] Man wollte mehr wissen von der ganzen Welt. Reiseberichte wurden zu einer Lieblingslektüre.«⁴ Das klingt wie gemünzt auf Goethe, den »Weimaraner«, der sich als »Weltbewohner« zu sehen liebte (WA I 3, S. 314) – und in dieser Rolle Indien weit mehr und anders geartete, nämlich auf die Gegenwart des Subkontinents gerichtete Aufmerksamkeit widmete als bisher bekannt war. Denn seit langem geläufig ist ja lediglich, wie sehr Goethe sich über Jahrzehnte hin mit der älteren, der klassischen indischen Kultur und Literatur der Sanskrit-Zeit zustimmend und ablehnend beschäftigt hat. Doch darüber hinaus war, wie im folgenden erstmalig deutlich wird, das zeitgenössische Indien ein Hauptgebiet jener gegenwartsbezogenen »Weltkunde«, mit der seit mehr als einer Generation ein klar umrissenes kulturgeographisches

2 WA I 7, S. 217. Siehe auch unten, S. 13.

3 T.J. Reed, *Mehr Licht in Deutschland. Eine kleine Geschichte der Aufklärung*, München 2009; ders., *Light in Germany. Scenes from an Unknown Enlightenment*, Chicago 2015; Ritchie Robertson, *The Enlightenment. The Pursuit of Happiness, 1680–1790*, Oxford 2020, S. XIX, 40.

4 Ulrich Im Hof, *Das Europa der Aufklärung*, München 1993, S. 194, 199.

Feld der Goethe-Forschung bezeichnet ist.⁵ Diese wissenschaftliche Erkundung hat in den letzten Jahren reichhaltige Erträge gezeitigt, aber auch erstaunliche Lücken gelassen: noch immer wirft, so scheint es, Madame de Staëls Bild des »Weimaraners« einen Schatten auf den »Weltbewohner«. Indien ist da geradezu ein Paradebeispiel. Doch zunächst ein Wort über Goethes Weltkunde im weiteren Blickwinkel.

Den späteren Goethe kennzeichnet die nicht zuletzt für die innere Biographie aufschlussreiche Bemühung um aktuelle Weltkunde: der Blick in die Ferne und Fremde, insbesondere die jenseits Europas. Doch schon das Kind in Frankfurt hatte George Ansons »Voyage round the World« »weit in alle Welt hinausgeführt« (WA I 26, S. 50), und noch in der »Nouvelle« (1828) ist zu lesen: »Niemandem traut man mehr Verstand zu« als wer »die Welt« gesehen habe, nämlich andere »Welttheil[e]« (WA I 18, S. 334 f.). In der Zwischenzeit und noch darüber hinaus hat der Weimarer Hofbeamte und Gewohnheitsleser sein enzyklopädisches, Gilbert und Sullivan's »modern major-general« übertreffendes Interessenspektrum – von Mühlenbaukunst und »feinwolliger« Schafzucht über Glasmacherkunst und Nelsons Liebesbriefe bis zu Numismatik, Chaldäisch und zur Naturgeschichte der Fische – besonders im *Geographischen* erweitert, von Pommern bis Westafrika. Immer wieder hat er sich Berichte über Reisen um die Welt aus der herzoglichen Bibliothek ins Haus geholt,⁶ dazu zahllose über diese oder jene europäischen und besonders außereuropäischen Länder und ihre Bevölkerung. In weniger als einer Woche entlieh er Bücher über Spanien, Constantinopel, Italien und La Pérouses Weltumseglung, an einem Tag Veröffentlichungen über Ostindien, Australien, China, Guinea und Cayenne, »alle Nationen des Russischen Reichs« und eine vier Kontinente umspannende »Galerie der Nationen«.

Wie hätte es auch anders sein können im Zeitalter der »großen Öffnung in die weite Welt«: die sprunghafte Ausweitung des Wissens über

5 John Hennig, Goethes Europakunde. Goethes Kenntnisse des nichtdeutschsprachigen Europa. Ausgewählte Aufsätze, Amsterdam 1987 (= Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 73), steckt ein engeres Feld ab, hat aber dieselbe Funktion. Siehe auch Anm. 7 und 39.

6 Elise von Keudell, Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek. Ein Verzeichnis, Weimar 1931, Nr. 7, 181, 199, 1850, 2031, 2032, 2038, 2084. Zum vorausgehenden Satz siehe Nr. 943, 1521, 1446, 1061, 1273, 1944, 2200; 1222 (Pommern), 298 (Westafrika). Zum folgenden Satz siehe Keudell, S. 33 und 37.

die außereuropäischen Kontinente inspirierte seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auch in den nicht-seefahrenden Ländern den Wunsch nach globaler, geographisch-ethnologischer Bildung, die dem hergebrachten Ideal der auf Geschichte, Literatur, Kunst und Philosophie gerichteten klassisch-humanistischen Bildung den Rang streitig machte. Um den Menschen kennen zu lernen, müsse man den Blick in die Ferne richten, erklärte Rousseau 1755 im ›Essai sur l'origine des langues‹;⁷ Menschenkunde wird jetzt »Völkerkunde«, verkündet Wieland 1785 im ›Teutschen Merkur‹ (Heft 3, S. 196); Popes »proper study of mankind« wird präzisiert und konkretisiert. Es gilt die Devise Edmund Burkes (eines ausgewiesenen Sachkenners Indiens übrigen): die »große Karte der Menschheit« mit ihren vielen Graden von Barbarei und »Civility« läge endlich ausgerollt vor uns und der Schlüssel zu »knowledge of human Nature« sei nun nicht mehr das Studium des Europäers und seiner Geschichte, sondern das der Vielfalt der Bevölkerungen in der weiten Welt, und zwar der Exoten insbesondere.⁸ Wie also verhielten sich deren Kultur und Werte zu den langvertrauten? »Que sommes-nous?« in Gauguins großem polynesischen Gemälde im Boston Museum of Fine Arts. Nur »Kenntnis vieler Völker« verhilft dem Menschen zu »Kenntnis seiner selbst«, betont Albrecht von Haller in der Vorrede zu seiner ›Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen, zu Wasser und zu Lande‹ (1750) – um dann doch das Allgemeinmenschliche aus dem Diversen zu filtern.

Nicht anders als für Forster und viele englische, französische, aber auch Weimarer Zeitgenossen war auch für den späten Goethe die Zeit überreif für jene vom Aufschwung der Völker- und Landeskunde im »zweiten Entdeckungszeitalter«⁹ inspirierte globale Bildung als Rivalin

7 Hrsg. von Charles Porset, Bordeaux 1970, S. 89. »Große Öffnung«: Im Hof, Das Europa der Aufklärung (Anm. 4), Kap. 6. Globale Bildung: Karl S. Guthke, Die Entdeckung der Welt um 1800. Die Geburt der globalen Bildung aus dem Geist der Geographie und Ethnologie, in: ders., Die Erfindung der Welt. Globalität und Grenzen in der Kulturgeschichte der Literatur, Tübingen 2005, S. 9–82, zu Goethe S. 68–71, u. ders., Goethes Weimar und »die große Öffnung in die weite Welt«, Wiesbaden 2001 (= Wolfenbütteler Forschungen 93), S. 17–23.

8 The Correspondence of Edmund Burke, hrsg. von Thomas W. Copeland, Bd. 3, hrsg. von George H. Guttridge, Cambridge 1961, S. 350 f.: »Now the Great Map of Mankind is unroll'd at once« (an William Robertson, 9. Juni 1777).

9 John H. Parry, Trade and Dominion, London 1971.

der überlieferten klassisch-humanistischen. Ein für den Fokus dieser Studie besonders einschlägiges, aber kaum beachtetes Beispiel ist seine beredte Würdigung des »vortrefflichen Jones« in den »Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans«, nämlich des Orientalisten William Jones, des unentwegten Vermittlers alt-indischer Sprache, Literatur und Kultur: in dieser Funktion hatte er zu kämpfen gegen »das ausschließende Vorurtheil, das nichts wollte gelten lassen, als was von Rom und Athen her auf uns vererbt worden«. Das war im späteren achtzehnten Jahrhundert. Doch »gegenwärtig«, 1819, ist dies »ganz unnöthig, ja schädlich. Wir wissen die Dichtart der Orientalen zu schätzen, wir gestehen ihnen die größten Vorzüge zu, [...] man ehre sie in ihrem eignen Kreise, und vergesse doch dabei, daß es Griechen und Römer gegeben« (WA I 7, S. 108 f.).

Der Königsweg zu solcher globalen Bildung war, wie angedeutet, die Lektüre der Berichte über die in der Goethezeit schlagartig häufiger werdenden mehr oder weniger wissenschaftlich orientierten außereuropäischen Reisen und Expeditionen. Der Geheimrat, der gern ein »Reisender« gewesen wäre mit der Chance, sich »weit in der Welt umzusehen«, ¹⁰ aber, auch für damalige, jedenfalls englische Begriffe, wenig (wenn auch intensiv) gereist war, der nie einen Blick auf einen Ozean geworfen, nie einen Omai von Angesicht kennen gelernt hatte und sich folglich selbst im hochgebildeten Weimar krähwinklig »isoliert« sah, hat diese Erschließung der großen weiten Welt höchst aufmerksam verfolgt und lebhaft begrüßt: durch Gespräche mit weitgereisten Landsleuten wie Alexander von Humboldt und Georg Forster, die er regelrecht »ausgefragt« hat, und mit ausländischen Besuchern im Haus am Frauenplan, vor allem englischen, dank deren Weltgewandtheit und »Weltumsicht« er erfuhr, »wie es auf irgend einem Punkte der bewohnten Welt aussieht«; hinzu kam intensive und weit ausgreifende Lektüre von Reisebeschreibungen, durch die er sich »in einem weit entlegenen Welttheile durchaus als anwesend und einheimisch«, ja: als »zu Hause«

10 »Am liebsten aber wünschte der Verfasser [...] als ein Reisender angesehen zu werden, dem es zum Lobe gereicht, wenn er sich der fremden Landesart mit Neigung bequemt, [...] Gesinnungen zu theilen, Sitten aufzunehmen versteht« (WA I 7, S. 4); »weit in der Welt ...«: WA I 18, S. 322 (»Novelle«).

oder doch »ziemlich zu Hause« fühlen konnte.¹¹ Durch solche Gedankenreisen hat der »Weimaraner« seine Welt- und Menschenkenntnis erweitert und vertieft und sich derart, wie er jedenfalls hoffte, zum virtuellen »Weltbewohner« gebildet. Die wirklichen Weltbewohner blieben natürlich die damals allgegenwärtigen »reisenden Engländer«, deren »große Welt- [und] Menschenkenntniß« Goethe immer wieder bewunderte, selbst bei Lord Bristol, den er wortreich kritisierte als Befürworter des englischen Kolonialismus.¹²

Zu den »weit entlegenen Welttheilen« gehörte für Goethe und die nichtglobetrottenden Zeitgenossen in küstenfernen deutschen Territorien, sogar in Jean Pauls »Hesperus«-Provinz, mit Nachdruck auch Indien (»Hindostan«), das in englischen Reiseberichten, die Goethe kannte, seit dem europaweit Aufmerksamkeit erregenden Skandalprozess gegen den der Korruption beschuldigten Generalgouverneur Warren Hastings (1788–1795) eine herausragende Rolle spielte. Das erfordert allerdings eine kurze Vorüberlegung, bevor die umfangreiche handschriftliche, von Goethe intensiv benutzte Informationsquelle für die außer-europäische Welt, Johann Christoph Hüttners Referate über englische Reiseberichte und ähnliche völker- und landeskundliche Buchveröffentlichungen, vorgestellt wird, die in den letzten Jahren zunehmend, doch für Goethes Asien- und besonders Indienkenntnis noch überhaupt nicht ausgewertet worden ist.

Nicht überall und immer nämlich hatten exotische Reisebeschreibungen im achtzehnten Jahrhundert und in der Folgezeit eine gute Presse. Samuel Johnson, für sein Jahrhundert in England ein Orakel des Commonsense, der Weisheit und Lebensklugheit, dozierte 1760 in seiner Wochenschrift »The Idler« (Nr. 97): »It may, I think, be justly observed that few books disappoint their readers more than the narration of travellers« (23. Februar). Der Grund war das sprichwörtliche Seemannsgarn; selbst Bougainville bemerkte polemisch, als Seefahrer werde man definitionsgemäß für einen »menteur« gehalten. Entsprechend wurde wissenschaftliche Kritik an der vorgeblichen Wahrhaftigkeit von

11 »Isoliert«: zu Eckermann, 3. Mai 1827; »ausgefragt«: WA IV 4, S. 61 f.; »Weltumsicht«: WA I 36, S. 323; »wie es ...«: WA IV 47, S. 31; »in einem weit ...«: WA II 6, S. 241; »ziemlich zu Hause«: WA IV 44, S. 276. Siehe auch zu Eckermann, 12. März 1828.

12 WA I 36, S. 257. Siehe auch unten Anm. 27.

Reiseberichten im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts *de rigueur*, weshalb etwa Haller als Herausgeber der ›Göttingischen gelehrten Anzeigen‹ sich 1771 nicht so sehr Berichte über noch unbekannte Regionen wünschte als vielmehr solche über bereits erkundete, aber unzutreffend dargestellte (S. 871).¹³ Goethe war in dieser Hinsicht jedoch einigermaßen gefeit durch seinen Berater Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, der seinerseits eine ›Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient‹ (Jena 1792) herausgegeben hatte und ihn auf die prinzipielle Bedeutung von Reiseliteratur für Welt- und Menschenkenntnis hingewiesen haben dürfte. Mit Dank an Paulus und andere Orientalisten verbindet er denn auch in den ›Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans‹ die Erkenntnis: Reisebeschreibungen und »andere dergleichen Documente« der »neueren und neusten Zeit« bieten »die größten Vortheile [...] zu herrlicher Belehrung« (WA I 7, S. 183), im Unterschied offenbar zu denen der Abenteurer aus dem ersten Zeitalter der Entdeckungen, die – vor dem Aufkommen der wissenschaftlich orientierten und die Europäer zur Revision ihres Selbstverständnisses anregenden »philosophischen Reisen« à la Cook, Forster und Niebuhr – von patagonischen Riesen, Meerjungfrauen und affenähnlichen Calibans fabelten. Und zwar hätten die auf diesem Gebiet führenden Engländer seiner Zeit ganz besonders über Indien »aufgeklärt« (!), das heißt »gründliche Einsicht« vermittelt in eine Weltgegend, »die bisher noch märchenhaft genug geblieben« sei. Ihre Reiseberichte haben die Augen geöffnet sowohl für »die Herrlichkeit der Poesie« Indiens, in der »reine Menschlichkeit, edle Sitte, Heiterkeit und Liebe,« ja: »das Heil der Menschheit aufbewahrt bleibt,« wie auch für »Kastenstreit, phantastische Religions-Ungeheuer und abstrusen Mystizismus« (WA I 7, S. 216 f.). Bisher – also bis zur Arbeit am ›Divan‹, 1814–1819. Kein Zufall, so scheint es, dass Goethe den ersten von (bis 1827) fast zwei Dutzend größtenteils sehr ausführlichen Indien-Berichten Hüttners schon 1814, in der ersten Sendung dieser »Relationen«, erhielt und dann einen zweiten, sehr umfangreichen Ende 1815, Anfang

13 Dazu Karl S. Guthke, *Die Reise ans Ende der Welt. Erkundungen zur Kulturgeschichte der Literatur*, Tübingen 2011, S. 134. Das Johnson-Zitat nach Jürgen Osterhammel, *Unfabling the East. The Enlightenment's Encounter with Asia*, Princeton und Oxford 2018, S. 210. S. xii werden meine Studien zur »Großen Öffnung in die weite Welt« als »constant source of inspiration« anerkannt.

1816 sowie zwei weitere bis 1819,¹⁴ wie denn auch insgesamt bedeutend mehr von Hüttners Londoner Berichten über das derzeit viel bereiste Indien »aufklärten« als über China und selbst Persien. Unausgesprochen haben seine ausgiebigen Inhaltsangaben zu rezenten englischen Buchveröffentlichungen über die Reisen in außereuropäische Länder zweifellos eine Rolle in der in den »Divan«-Noten gewürdigten »Aufklärung« über Indien gespielt, und zwar offensichtlich eine weit größere als die Sanskritstudien von den nichtreisenden Schlegels, Franz Bopp und Wilhelm von Humboldt, auf die der Kommentar der Frankfurter Goethe-Ausgabe verweist (Abt. 1, Bd. 3/2, S. 1563).

Allerdings: bei aller »Gesprächsbereitschaft und völligen Offenheit auch dem Fremdesten gegenüber«¹⁵ hing der Weimaraner auch stark an seinem engumgrenzten Habitat im Drei-Läden-Städtchen im seemöwenfreien Kleinstaat, vertraut mit seinen Sammlungen, seinen wissenschaftlich und literarisch interessierten Mitbürgern, der geliebten thüringischen Landschaft und der Geborgenheit in seinem Haus zwischen öffentlichem Platz und Gemüsebeeten oder in seinem Landhäuschen, dessen Pforte hinter sich zu schließen er sich während der Campagne in Frankreich ganz ungeniert sehnte. Er hätte also, wie Gerhard Schulz plausibel gemacht hat, jedenfalls ab und an Ottilies (übrigens ambivalente) »Angst« vor der Welt unter Palmen geteilt und zur Lebensweisheit sublimiert, wenn auch nicht in Ottilies provinzialisierter Variante, sondern im Blick auf das veränderte europäische Selbstverständnis im Anschluss an die »große Öffnung in die weite Welt«.¹⁶ Doch aufs Ganze gesehen hat er geistig enorm profitiert von jener aktuellen Horizontenerweiterung.

Das gilt nicht zuletzt von den imaginären Reisen vom Haus am Frauenplan nach Indien einschließlich Nepal und Ceylon (Sri Lanka). Unter Goethes »Morgenlandfahrten« ist der Subkontinent zwar kaum so prominent wie das von Katharina Mommsen ermittelte Arabien und

14 Guthke, Goethes Weimar (Anm. 7), S. 108, 109, 115. Über Indien als vielbereiste Kolonie siehe Osterhammel, a. a. O., S. 102, 119.

15 Katharina Mommsen, Goethes Morgenlandfahrten, in: Goethe-Jahrbuch 116 (1999), S. 281–290, hier: S. 284.

16 Gerhard Schulz, Exotik der Gefühle. Goethe und seine Deutschen, München 1998, S. 55, 70; Guthke, Die Erfindung der Welt (Anm. 7), S. 198–201.

das ›Divan‹-Persien.¹⁷ Sein Indienbild ist aber noch unzureichend bekannt, und das nicht nur, wenn auch überwiegend im Hinblick auf die reichhaltige neue Quelle; denn auch das bisher zugängliche Material müsste noch erschöpfend zusammengestellt und thematisch geordnet werden, was in dieser Studie immerhin nebenbei angestrebt wird.

Um das unvermessene Terrain der durch Hüttner vermittelten Indienkenntnis angemessen einzuschätzen, ist folglich zunächst eine Spurensuche auf dem keineswegs lückenlos genutzten Gelände des bereits Gedruckten unumgänglich, wenn auch nur in der Form eines Überblicks.

II. »Märchenhaft«, oder doch nicht?

Indien in Goethes Werken, Briefen, Tagebüchern und Lektüre

Einen kompetenten *tour d'horizon* des bisher Bekannten bot Johannes Mehlig 1998 auf drei Seiten im ›Goethe-Handbuch‹; hinzu kommen auf der gleichen Quellengrundlage eine Studie von Erich Jenisch aus dem Jahre 1923 sowie seitherige Überblicke mit je eigener thematischer Akzentsetzung.¹⁸ Bestätigt wird damit, was bereits angedeutet wurde: hoch geschätzt wird die Literatur aus der Zeit des klassischen Sanskrit entsprechend dem Précis ›Indische und chinesische Dichtung‹ (WA I 42/2, S. 50 f.): Kalidasas Schauspiel ›Sakuntala‹, das Anregungen zu ›Fausts‹ Vorspiel auf dem Theater gab, und sein lyrisches Epos ›Meghaduta‹, also der 1814 von Horace Hayman Wilson ins Englische und 1818 von Georg Ludwig Theobul Kosegarten in Auszügen ins Deutsche

17 Mommsen, Goethes Morgenlandfahrten (Anm. 15), S. 281–290. Der gleichnamige Begleitband zu der Ausstellung, die Mommsens Vortrag eröffnete, enthält kein Kapitel über Indien, hrsg. von Jochen Golz, Frankfurt und Leipzig 1999.

18 Indien, in: Goethe-Handbuch, hrsg. von Bernd Witte u. a., Stuttgart 1996–1999, hier: Bd. 4, S. 521–524; dazu Mommsen, ebd., S. 817–819. Erich Jenisch, Goethe und das ferne Asien, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1 (1923), S. 309–338; Norbert Mecklenburg, Die Buddhas von Bamian und der reine Osten, in: Wirkendes Wort 53 (2003), Heft 1, S. 5–15; René-Marc Pille, À la fracture du classicisme et du romantisme. L'Inde, sujet de discorde entre Goethe et Friedrich Schlegel, in: La Fascination de l'Inde en Allemagne, 1800–1933, hrsg. von Marc Cluet, Rennes 2004, S. 25–45; Anil Bhatti, Der deutsche Indiendiskurs. Ambivalenzen im deutschen Orientalismus des neunzehnten Jahrhunderts, in: German Studies in India, München 2006, S. 23–38.

übertragene ›Wolkenbote‹, der Goethe den Auftakt zu ›Howards Ehrengedächtnis‹ (1822) bescherte, sowie Jayadevas Gesänge ›Gitagovinda‹, übersetzt 1802 von Johann Friedrich Hugo von Dalberg und Friedrich Majer. Pierre Sonnerats ›Reise nach Ostindien und China‹ (1783; frz. 1782) vermittelte den Stoff für die quasi christlich eigenständige »indische Legende« ›Der Gott und die Bajadere‹ (1797) und die ebenso unhinduistische Eingemeindung der ›Paria‹-Trilogie (1824) im Sinne Weimarer Humanität.¹⁹ Die ›Fabeln‹ des Bidpai schließlich »überbieten einander an Lebensklugheit und freieren Ansichten irdischer Dinge« (WA I 7, S. 77), während die »indischen Fabeln« in Olfert Dappers ›Asia oder ausführliche Beschreibung des Reichs des grossen Mogols und eines grossen Theils von Indien‹ (1681, niederländisch 1672) mit ihren zu weit vom »Wahren« entfernten »unförmlichen und überförmlichen Ungeheuern« des Ramayana-»Märchens« Goethe schon als jungen Mann in Frankfurt »nicht eigentlich poetisch befriedigen« konnten, wie es jedenfalls in der Rückschau in ›Dichtung und Wahrheit‹ zu lesen ist (WA I 28, S. 144). Den ersten Teil des ›Theater der Hindu's‹ (Weimar: Landes-Industrie-Comptoir, 1828), Oscar Ludwig Bernhard Wolffs Übersetzung von Horace H. Wilsons ›Select Specimens of the Theatre of the Hindus‹ (1827) aus der Sanskrit-Zeit, findet Goethe in einem Brief an den Übersetzer von 25. April 1829 allenfalls »höchst interessant« (WA IV 45, S. 255 f.); beredter ist sein Lob der altindischen »Erzählung des Satananda« in seinem Schreiben an Carl Joseph Hieronymus Windischmann vom 20. April 1815 (WA IV 25, S. 274).

»Bewundernswürdig« sind drei Großwerke im Zentrum von Goethes Interesse – Kalidasas ›Sakuntala‹ und ›Meghaduta‹ sowie Jayadevas ›Gitagovinda‹ –, weil sie, wie es in ›Indische und chinesische Dichtung‹ heißt, »rein menschliche Verhältnisse« darstellen (WA I 42/2, S. 51). Das ist zugleich polemisch gemeint als Herabsetzung anderer indischer, namentlich hinduistischer Kulturphänomene, nämlich der »abstrusesten Philosophie« und »monstrosesten Religion«, von denen sich die Dichtungen fernhalten, soweit sie nicht zu ihrer »inneren Tiefe und äußern Würde« beitragen.²⁰

19 Dazu E. M. Butler, Pandits and Pariahs, in: German Studies Presented to Leonard Ashley Willoughby, Oxford 1952, S. 26–51.

20 WA I 42/2, S. 50. Ähnlich an Sergej Graf Uwarow, 27. Februar 1811 (WA IV 22, S. 43 f.) und an A. W. Schlegel, 15. Dez. 1824 (WA IV 39, S. 43 f.).

Mit dieser Folie ist das zweite Generalthema von Goethes Indienbild angeschlagen, das zur Sprache zu bringen er über Jahrzehnte hin nicht müde wurde trotz gelegentlichen höflich toleranten Einlenkens etwa gegenüber Kosegarten am 30. Dezember 1819: »Den Maaßstab griechischer äußerer Wohlgestalt darf man freylich da nicht anlegen, wo von inneren großen Geisteigenheiten die Rede ist« (WA IV 32, S. 137) oder Wilhelm von Humboldt am 22. Oktober 1826 (WA IV 41, S. 204). Ein Paradebeispiel für die Animosität gegen indische Religion und ihre Vergegenwärtigung in der bildenden Kunst sind die »Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans«. So deutlich Goethe, wie gesagt, Indien programmatisch in seine Konzeption globaler Bildung einschließt, so kategorisch schließt er »indische«, gemeint ist hinduistische Religion und religiöse Plastik aus, im Unterschied zur Literatur. »Indische« Religion, anders als persische, ist schlechthin »Götzendienst«, »verrücktmonstros«, die Philosophie wieder »abstrus« (WA I 7, S. 24 u. 30). Der mohammedanische Indien-Eroberer Mahmud von Gasna zog im Mittelalter mit Recht auf seine barbarisch-destruktive Art zu Felde gegen den hinduistischen »Götzendienst«, wie er sich in der Kunst darstellte mit ihren »ungeheuren, fratzenhaften Bildern, deren hohler Körper mit Gold und Juwelen ausgefüllt erfunden ward [...]. Noch jetzt sind die indischen Ungeheuer jedem reinen Gefühle verhaßt [...]. Die indische Lehre taugte von Haus aus nichts, sowie denn gegenwärtig ihre vielen tausend Götter [...] den Unsinn jeder Leidenschaft fördern und die Verrücktheit des Lasters, als die höchste Stufe der Heiligkeit und Seligkeit, begünstigen« (WA I 7, S. 43 f.). Fazit, in »Makariens Archiv«: »Zu sittlicher und ästhetischer Bildung [...] werden [»indische Alterthümer«] uns wenig fruchten« (WA I 42/2, S. 201).

Ein weiteres Reservoir von Goethes seinerzeit nicht ungewöhnlicher²¹ Animosität gegen die hinduistische Religion und ihre Vergegenwärtigung in der bildenden Kunst sind Sprüche im zweiten Teil der »Zahmen Xenien« aus den zwanziger Jahren. Auch hier wird die Verehrung des »Seelenverwandten« Kalidasa (WA I 3, S. 251) kontrastiert mit den »Ungeheuern« der Religion. »Die Indischen Götzen sind mir ein Graus«; ob mit Elefantenrüssel oder in Schildkrötengestalt:

21 Vgl. Osterhammel, Unfabling (Anm. 13), S. 499 f.

»keine Bestien in dem Götter-Saal! [...]. Viel Königs-Köpf' auf Einem Rumpf, [...] man fühlt weder Natur noch Gott« (WA I 3, S. 250 f., 257). Was hinter dieser Polemik gegen solche Phantastik als Geschmacks- und Denknorm aufscheint, ist unverkennbar das von der griechisch-römischen Antike und dem Goetheschen Stilideal der »Gegenständlichkeit« geprägte Menschen- und Götterbild der deutschen Klassik, das Winckelmann vermittelt hatte (vgl. WA IV 25, S. 274 f.). Hingegen: an Georg Sartorius am 28. Februar 1814: »indische [...] Gestalten« würden »desto heiliger« geglaubt, »je mehr überflüssige Glieder daran prangen« (WA IV 24, S. 181).

Wohl gibt es in Gesprächen und Briefen über das erwähnte diplomatische Einlenken hinaus auch hier und da, selten genug, bei allem Bildersturm auch Momente der halbherzigen Anerkennung der philosophischen und religiösen Kultur Indiens, die für Goethe Eckermann zufolge »nichts Fremdes« habe;²² sogar für das Kastenwesen bringt er einmal Verständnis auf, und »große Menschen« aus vorchristlicher Zeit, in denen die »Kraft Gottes wirksam gewesen sei«, habe es nicht nur unter »einigen großen Juden«, sondern auch unter Indern (und anderen Asiaten) gegeben.²³ »Die herrlichsten Ansichten über Welt-[.] Menschen- und Culturgeschichte« findet er selbst in Friedrich Schlegels – ihn im übrigen unangenehm als »christ-katholisch« berührendem – Opus ›Über die Sprache und Weisheit der Indier‹, wenn auch vermutlich vornehmlich in der Dichtung, wo er »unendlichen Geist und Weisheit in den indischen Sagen« zu schätzen wusste.²⁴ A.W. Schlegels Besuch in Weimar 1827 »eröffnete uns manchen Ausblick nach Indien«, berichtet der Weimaraner am 21. September 1827 an Sulpiz Boisserée, »und ich will gern gestehen, daß ich mich nicht unwillig wohl einmal dort hinüber führen lasse; wenn ich mich auch mit den leidigen hochmüthig-häßlichen Frömmlichen so wie ihren vielköpfig-vielarmigen Göttern keineswegs befreunden kann, so sind doch ihre

22 Zu Eckermann, 17. Februar 1829, anlässlich eines Gesprächs über Colebrooke; doch siehe zu Goethes Ambivalenz allem Fremden gegenüber Guthke, Goethes Weimar (Anm. 7), S. 20 f., Anm. 13.

23 Zu Eckermann, 15. Juli 1827; 11. März 1832.

24 An Zelter, 22. Juni 1808 (WA IV 20, S. 86); Goethes Gespräche, hrsg. von Wolfgang Herwig, 5 Bde., München 1998, hier: Bd. 2, S. 1093. Siehe auch oben S. 16 zu Bidpai und an Knebel, 17. Sept. 1817 (WA IV 28, S. 252).

Apsaren in dem Grade liebenswürdig, daß man sie gern mit den Augen verfolgt, wo nicht gar wie ihre himmlischen Bewunderer um ihretwillen ganz zu Auge werden möchte« (WA IV 43, S. 73). Aber auf Ganze gesehen, fallen solche Äußerungen, besonders die prinzipiell schwer zu beglaubigenden gesprächlichen, sofern sie nicht eindeutig Dichtung meinen, kaum ins Gewicht – bei aller sonstigen Verständnisbereitschaft gegenüber Diversität in Goethes Konzept globaler Bildung.²⁵

Doch dieser Eindruck ist auch wieder beschränkt, da er dem weiten Spektrum des intensiven Interesses des späten Goethe nicht gerecht wird. Diese Weite deutet sich schon an in der erwähnten Bemerkung zu der »Erzählung« oder dem »indischen Gedicht« des Satananda: als »ein kostbares Document« von »großer Weisheit und Tiefe« und Schönheit gibt es zugleich Aufschluss über sozial-politische Spannungen »in den indischen Verhältnissen«, nämlich »zwischen der königlichen und Priester Gewalt« (WA IV 25, S. 274). Greifbar ist dieses über Dichtung hinausgehende Interesse in Goethes Lektüre von nicht-literarischen Werken, vor allem von Büchern über Landes-, Völker- und Kulturkunde Indiens, und zwar nicht nur von solchen der auf die Sanskrit-Zeit konzentrierten Indologie (»Goethe kannte [...] fast alle bedeutenden Veröffentlichungen seiner Zeit über Indien«),²⁶ sondern auch von Werken über das »heutige« Indien, das zu studieren A.W. Schlegel 1820 in der Vorrede zum ersten Band seiner »Indischen Bibliothek« als vordringlich thematisierte (S. X) und das Goethe u.a. in seiner bekannten Kritik, Lord Bristol gegenüber, an der brutalen britischen Kolonialpolitik im Blick gehabt haben dürfte.²⁷ Eher kurios, aber kaum nichtssagend und asymptotisch ist im Rückblick auf Friedrich Schlegels Sterbebett und »in Indien möcht' ich selber leben« (s.o. S. 8) seine sachlich wohlinformierte Bitte an den Jenaer Bibliothekar Heinrich Carl Abraham Eichstädt 1817 um eine »Karte von Indien«, die er dann auch schon am nächsten Tag in Augenschein nimmt (WA IV 28, S. 42 und III 6, S. 28).

Überwältigend jedoch ist das Beweismaterial für Goethes Interesse am »Leben in Indien« seiner Zeit (dessen »Schilderung« in Hockleys

25 Dazu Guthke, *Die Erfindung der Welt* (Anm. 7), S. 68–71.

26 Jenisch, *Goethe und das ferne Asien* (Anm. 18), S. 315, vgl. S. 313. Er nennt S. 311–313 die wichtigsten Werke.

27 Zu Eckermann, 17. März 1830; Gespräche (Anm. 24), Bd. 2, S. 904; Bd. 3/2, S. 593–595.

Roman ›Pandurang Hari‹ er 1826 »sehr interessant« fand)²⁸ in der in dieser Studie erstmalig erschlossenen handschriftlichen Quelle, Hüttners Inhaltsangaben von neuerschienenen Indien-Büchern. Goethe studierte diese ausführlichen »Relationen« aufmerksam und ließ daraufhin die betr. Bücher nach Weimar kommen, die er dann sogleich in die Hand bekam und jedenfalls zum Teil las, manchmal auch kommentierte. Aber schon aus den leicht zugänglichen gedruckten Quellen seiner Indien-Kenntnis hätte man entnehmen können, dass erneut zu überdenken ist, was aus allzu flüchtiger und beschränkter Vertrautheit mit Goethes Lektüre behauptet wurde, dass nämlich der Weimaraner Weltbewohner sich »far less« für »Hindus« (und Chinesen und Ägypter) interessiert habe als für andere außereuropäische Völker (»Persian, Arabian, Judaic«).²⁹

In Goethes Privatbibliothek³⁰ standen außer literarischen Werken aus der Sanskrit-Zeit wie ›Sakuntala‹, ›Gitagovinda‹, ›Theater der Hindu's‹ und ›Nala‹ auch linguistische und verwandte indologische Veröffentlichungen einschließlich William Jones' ›Poeseos Asiaticae commentariorum libri sex‹ (1777), Arnold Hermann Ludwig Heerens Polemik gegen A.W. Schlegel ›Etwas über meine Studien des alten Indiens‹ (1827), ferner Friedrich Schlegels ›Über die Sprache und Weisheit der Indier‹ (1808) und Wilhelm Dorows ›Die indische Mythologie‹ (1821), aber auch Schriften über die keineswegs durchweg erfolgreiche und verständnisvolle Missionierung in Indien. Von spezifisch völker- und landeskundlichem Interesse an Indien, wie es in dieser Studie im Vordergrund steht, sind Olfert Dapperts bereits erwähntes, »aus alten und neuen Land- und Reise-Beschreibungen [...] zusammengetragenes« ›Asia oder Ausführliche Beschreibung des Reichs des grossen Mogols und eines grossen Theils von Indien‹ in der Übersetzung von Johann Christoff Beer (1681), ferner John Davys ›Reise im Innern der Insel Ceylon‹ aus dem ›Ethnographischen Archiv‹, XV (1821), das ›Supplement au voyage de M. [Pierre] Sonnerat dans les Indes orientales et à

28 Ebd., Bd. 3/2, S. 43 (23. Mai 1826).

29 Arthur R. Schultz, Goethe and the Literature of Travel, in: *Journal of English and Germanic Philology* 48 (1949), S. 445–468, hier: S. 459 f. Siehe auch unten Anm. 37.

30 Hans Ruppert, Goethes Bibliothek. Katalog, Weimar 1958, S. 108 f., 255–257, 281, 402 f., 586–588, 594.

la Chine« (1785)³¹ und eine Rezension von A.H.L. Heerens ›Über die Indier« (1815) sowie schließlich Christoph Meiners' ›Untersuchungen über die Verschiedenheiten der Menschennaturen in Asien und den Südländern, in den Ostindischen und Südseeinseln« (3 Bde., 1811–1815).

Buchbesitz deutet natürlich nicht zweifelsfrei auf Lektüre oder auch nur Interesse (zwei von Meiners' Bänden z.B. blieben »größtenteils unaufgeschnitten«, Geschenke wurden vielleicht bloß angeblättert). Nur hin und wieder verweist der Katalog der Privatbibliothek denn auch auf Lesespuren in Tagebüchern oder Briefen. Eine deutlichere Sprache sprechen jedoch die vielen Entleihungen von älteren und neueren völker- und landeskundlichen Werken aus der Weimarer (und in einem Fall aus der Jenaer Büttnerschen) Bibliothek. Sogar von Gruppenlektüre hört man: 1782 gründete Goethe einen Lesezirkel, der sich dreimal wöchentlich zur Diskussion von Raynals ›Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes« (1770) treffen sollte.³² Vollständig wird die Lektüre allerdings auch nicht unbedingt durch Entleihungen dokumentiert, da etwa Sonnerats ›Reise nach Ostindien und China« (1783) erst 1810 und 1821 ausgeliehen wurde, aber schon den Stoff für »Der Gott und die Bajadere« (1797) geliefert hatte. Auch Friedrich Johann Justin Bertuchs ›Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde« und Friedrich Alexander Brans ›Ethnographisches Archiv«, ›Miscellen« und ›Minerva« sind denkbare Quellen; überdies soll Goethe den Herzog für Indien interessiert haben, »so daß dieser von seinen Reisen indische Literatur mitbrachte«.³³

In Jena entlieh Goethe im Mai 1816 die deutsche oder französische Übersetzung von Robert Knox' auch brieflich, im Gespräch und Tagebuch kommentiertem³⁴ Bericht ›An Historical Relation of the Island of

31 Zu Sonnerat siehe Goethe-Handbuch (Anm. 18), Bd. 1, S. 291, 478 f.; Bd. 4, S. 522, 524, 817.

32 An Knebel, 5. Mai 1782 (WA IV 5, S. 320). Siehe auch das Register des Goethe-Handbuchs zu Raynal.

33 Jenisch, Goethe und das ferne Asien (Anm. 18), S. 314.

34 Karl Bulling, Goethe als Erneuerer und Benutzer der Jenaischen Bibliotheken, Jena 1932, S. 22. WA IV 27, S. 21 (an Riemer, 25. Mai 1816: »Ceylon nunmehr immer interessanter werden muß« dank des Buches von Knox); Gespräche (Anm. 24), Bd. 2, S. 1140; Lektüre: WA III 5, S. 233 (18.–20. Mai 1816); WA I 36, S. 106 (Tag- und Jahreshefte).

Ceylon, in the East Indies: Together with an Account of the Detaining in Captivity of the Author and Divers Other Englishmen Living There, and of the Author's Miraculous Escape: Illustrated with Figures, and a Map of the Island (London: Richard Chiswell, 1681).

Von den laut ›Goethe-Handbuch‹ »über vierzig Entlehnungen« von Büchern über »Indisches« (Bd. 4/2, S. 817) aus der herzoglichen Bibliothek in der Zeit von 1778 bis 1832, die in Keudells ›Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek‹ (s.o. Anm. 6) verzeichnet sind, können die altindischen literarischen Werke und die indologische Fachliteratur sowie die naturwissenschaftlichen Werke wie John Edward Grays ›Illustrations of Indian Zoology‹ (Bd. 1, 1830) und Benoît de Maillets ›Telliamed, ou Entretiens d'un philosophe Indien avec un missionnaire François sur la diminution de la mer [...]‹ (1755) hier übersprungen werden ebenso wie die viele Weltgegenden umfassenden Kompendien wie Erasmus Franciscis ›Neu-polirter Geschicht-Kunst- und Sitten-Spiegel ausländischer Völker‹ (1670). Johann Wolfgang Heydts ›Allerneuester geograph- und topographischer Schauplatz von Africa und Ostindien‹ (1744) betrifft das niederländische Hinterindien; Johannes de Laets ›Novus orbis‹ (1633) wird bei Keudell irrtümlich als »descriptio [...] Indiae orientalis« statt »occidentalis« verzeichnet. Von Interesse sind im folgenden die Indien einschließlich Nepal und Ceylon (nicht aber die schon im Titel unspezifisch ganz Asien oder den ganzen Orient) thematisierenden unter den landes- und völkerkundlichen Werken der Weimarer Bibliothek, die ihren virtuell reisenden Chef so ansprachen, dass er sie sich laut Ausweis von Keudells Verzeichnis ins Haus holte. Die bereits erwähnten Publikationen dieser Art wie Dappers ›Asia oder [...] Indien [...]‹ (ausgeliehen 1794) und Sonnerats ›Reise nach Ostindien‹ (ausgeliehen 1810 und 1821) werden nicht noch einmal aufgeführt. Die im folgenden verzeichneten, für diese Studie einschlägigen Titel sind nach Keudells Katalog der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek angegeben, korrigiert und erweitert unter Zuhilfenahme des Internets und des Katalogs der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek. Die Reihenfolge ist die der Entlehnungsdaten. Die meisten der hier aufgelisteten Indien-Bücher kamen in den Jahren von 1813 bis 1830 ins Haus am Frauenplan und verblieben dort in der Regel geraume Zeit (Wochen und Monate). Das ist insofern von Belang, als sich diese Zeitspanne deckt mit der, in der die bisher unerschlossene Quelle für Goethes Indien-Kenntnis fließt.

Bei den vor 1813 ausgeliehenen Werken handelt es sich um:

1. Philipp Baldaeus, Wahrhaftige ausführliche Beschreibung der berühmten Ost-Indischen Küsten Malabar und Coromandel, als auch der Insel Zeylon: samt dero angränzenden und untergehörigen Reichen [...]; benebst einer umständlichen und gründlichen Entdeckung der Abgötterey der Ost-Indischen Heyden, Malabaren, Benjanen, Gentiven, Bramines [et]c., Amsterdam: Johannes Janssonius von Waesberge und von Someren, 1672. Ausgeliehen 1794. Übersetzt aus dem Niederländischen. Keudell Nr. 49.
2. Wouter Schouten, Ost-Indische Reyse: worin erzehlt wird viel gedencwürdiges, und ungemeyne seltzame Sachen, blutige See- und Feld-schlachten wieder die Portugisen und Makasser; Belägerungen, Bestürmungen und Eroberungen vieler fürnehmen Städte und Schlösser; wie auch eine eigendliche Beschreibung der fürnehmsten Ost-Indischen Landschaften, Königreiche, Inseln und Städte; ihre Gesetze, Sitten, Religion, Kleidung; Item: der Tiere, Früchte und Gewächse [...], Amsterdam: Jacob van Meurs und Johannes van Someren, 1676. Ausgeliehen 1794. Übersetzt aus dem Niederländischen von J.D. Keudell Nr. 50.
3. William Hodges, Reisen durch Ostindien, während der Jahre 1780, 1781, 1782 und 1783, Hamburg: Hoffmann, 1793. Ausgeliehen 1800. Übersetzt aus dem Englischen von F.L.W. Meyer. Keudell Nr. 203.

Seit 1813 bleibt der Strom der Buchausleihungen bis 1830 stetig:

4. George Viscount Valentia und Henry Salt, Reisen nach Indien, Ceylon, dem rothen Meere, Abyssinien und Aegypten: in den Jahren 1802, 1803, 1804, 1805 und 1806, Erster Theil [Indien, Ceylon], Weimar: Landes-Industrie-Comptoir, 1811. Ausgeliehen 1813. Übersetzt aus dem Englischen von Friedrich Rühs. Keudell Nr. 817. (Nr. 766 u. 845: Kupferstich-Band der Originalfassung *Voyages and Travels to India, Ceylon, the Red Sea, Abyssinia and Egypt, in the Years 1802, 1803, 1804, 1805 and 1806*, London: Rivington und London: Hansard, 1811, Bd. 4. Ausgeliehen 1812 und 1813.)
5. Marie Elisabeth de Polier, Mythologie des Indous [...], Rudolstadt: Librairie de la Cour, und Paris: F. Schoell, 1809. 2 Bde. Ausgeliehen 1815. Keudell Nr. 986.

6. Neueste Beiträge zur Kunde von Indien, hrsg. von T.F. Ehrmann, Weimar: Landes-Industrie-Comptoir, 1806. 3 Bde. Ausgeliehen 1815. Übersetzt aus dem Englischen und Italienischen. Keudell Nr. 987.
7. Johann Arnold Kanne, System der indischen Mythe, oder Chronus und die Geschichte des Gottmenschen in der Periode des Vorrückens der Nachtgleichen [...], Leipzig: Weygand, 1813. Ausgeliehen 1815. Keudell Nr. 988.
8. Thomas Maurice, Indian Antiquities: or Dissertations: Relative to the Ancient Geographical Divisions [...] of Hindostan; [...] Intended as Introductory to the History of Hindostan, upon a Comprehensive Scale, London: Maurice, 1794–1796. 6 Bde. Ausgeliehen 1815. Keudell Nr. 989.
9. Cérémonies et Coutumes Religieuses de tous les Peuples du Monde, seconde partie du tome premier, contenant des dissertations sur les pratiques religieuses des Indiens Orientaux, hrsg. von Jean Frédéric Bernard u.a., Amsterdam: Bernard, 1723. Ausgeliehen 1815. Keudell Nr. 990.
10. Thomas und William Daniell, A Picturesque Voyage to India by Way of China, London: Longman, 1810. Ausgeliehen 1818. Keudell Nr. 1141. WA III 6, S. 200, 207.
11. Abraham-Hyacinthe Anquetil-Duperron, Reise nach Ostindien: nebst einer Beschreibung der bürgerlichen und Religionsgebräuche der Parsen; als eine Einleitung zum Zend-Avesta, dem Gesetzbuch der Parsen durch Zoroaster, Frankfurt a.M.: Garbe, 1776. Ausgeliehen 1818–1819. Übersetzt aus dem Französischen von Johann Georg Purmann. Keudell Nr. 1155.
12. Thomas und William Daniell, Oriental Scenery: Containing [...] Views of the Architecture, Antiquities, and Landscape Scenery of Hindoostan, 5 Bde., London: Daniell, 1812–1815. Ausgeliehen 1821–22, 1823. Keudell Nr. 1419, 1492.
13. Thomas Daniell, Hindoo Excavations in the Mountains of Ellora, near Aurungabad, in the Decan: in Twenty-Four Views from the Drawings of James Wales, under the Direction of Thomas Daniell, London: Daniell u.a., 1816. Ausgeliehen 1823. Keudell Nr. 1493.
14. Johann Sigmund Wurffbain, Vierzehn Jährige Ost-Indianische Krieg- und Ober-Kauffmanns-Dienste. In einem richtig geführten Journal- und Tage-Buch: In welchem viel denckwürdige Begeben-

- heiten, wohlbeglaubte Erzählungen fern entlegener Länder und dero Einwohner, annehmliche Beschreibungen ausländischer Gewächse und Thiere, deutliche Erklärungen [...] vorgestellt werden. [...] An den Tag gelegt von J.P. Wurffbain, Sulzbach: Lich-
tenthaler und Nürnberg: Endter, 1686. Ausgeliehen 1824. Keudell
Nr. 1527.
15. [William Browne Hockley,] *Pandurang Hari, or Memoirs of a Hindoo*, London: Whittaker, 1826. 3 Bde. Ausgeliehen 1826. Keudell Nr. 1710.
 16. James Baillie Fraser, *Views of Calcutta, and its Environs. From Drawings Executed by James Baillie Fraser*, London: Smith & Elder, 1826. Ausgeliehen 1827. Keudell Nr. 1839.
 17. François Balthazar Solvyns, *Les Hindous*, Bd. 2, Paris: Nicolle, 1810. Ausgeliehen 1827. Keudell Nr. 1853.
 18. James Tod, *Annals and Antiquities of Rajast'han, or the Central and Western Rajpoot States of India*, Bd. 1, London: Smith, Elder and Co. 1829. Ausgeliehen 1830. Keudell Nr. 2116.

Von älteren, außer Indien größere Teile des Orients behandelnden Werken nennen die ›Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans‹ außer den fikionalisierten ›Travels of Sir John Mandeville‹ und Barthélemy d'Herbelots ›Bibliothèque orientale‹ (Keudell Nr. 945, 1075, 1162) die folgenden:

Marco Polo, *Reise in den Orient während der Jahre 1272 bis 1295*, Rönneburg u. Leipzig: Schumann u.a., 1802. Ausgeliehen 1813 und 1819. Keudell Nr. 867, 1225.

Pietro della Valle, *Reiß-Beschreibung in unterschiedliche Theile der Welt [...]*, Genf: Widerholt, 1674, Theil 4 [über Indien]. Ausgeliehen 1815 und 1819. Keudell Nr. 980 und 1224.

Jean-Baptiste Tavernier, *Les six voyages en Turquie, en Perse, et aux Indes [...]*, Utrecht: Guillaume van de Water und Poolsum, 1712. 2 Bde. Ausgeliehen 1815. Keudell Nr. 996.

Jean de Chardin, *Voyages en Perse et autres lieux de l'Orient [...]*, Amsterdam: Aux depens de la Compagnie, 1735. 2 Bde. Ausgeliehen 1815 und 1816. Keudell Nr. 961 und 1028.

III. Neues aus Weimarer Manuskripten *Import völker- und landeskundlicher Bücher aus England*

Wieweit Goethe, enzyklopädischer Gewohnheitsleser, der er zeitlebens war, die genannten Bücher, die er besaß oder auslieh, auch mit einiger Gründlichkeit gelesen oder bloß angeblättert hat, darüber lässt sich nur spekulieren und damit auch über das Bild, das ihm von der vielgestaltigen Welt Indiens vermittelt wurde, selbst wenn das Tagebuch oder ein Brief die Lektüre vermerkt, nämlich nur ganz knapp in der Regel und ohne Aufschluss über Inhalt oder Eindruck oder Reaktion. Auch warum er sich die betr. Bücher überhaupt vorgenommen hat, bleibt im Dunkel.

Mehr Neugier erregend als aussagehaltig sind auch die knappen Hinweise auf kulturell »Indisches«, und zwar vornehmlich »Hindustanisches« in den Tagebüchern, selbst wenn der Kommentar in Jochen Golz' akribisch detektivischer Monumentalausgabe der Tagebücher ihr Aufschlusspotential erläutert. Sie rangieren von »eßbaren indianischen [sic] Vogelnestern« (WA III 6, S. 64, 65) bis zu »Schiffahrt der Indier« (WA III 4, S. 288), von Claudius »Buchanans Christenthum in Indien« (WA III 5, S. 211; Keudell Nr. 1031) bis zu »Indischer Geographie« (WA III 6, S. 27, 29), von »Gespräch über indische Philosophie und Poesie« mit Wilhelm von Humboldt (WA III 10, S. 286) bis zur Unterhaltung mit einem ungenannten Gesprächspartner »über die indischen Angelegenheiten« (WA III 9, S. 164; siehe auch unten S. 41 f. zu »Bildern« und »Landschaften« von Indien).

Alles Vorausgehende ist jedoch entgegen bisher möglicher Auffassung weit davon entfernt, uns eine auch nur annähernd vollständige Vorstellung zu vermitteln von dem, »was Goethe von Indien wußte«, ³⁵ und zwar vor allem von dem Indien seiner Zeit.

Ungleich ergiebiger für das Bild, das der Weimaraner Weltbewohner sich über mehr als ein Jahrzehnt hin in seinen späten Jahren von Indien machen und in seinen Äußerungen an andere weitervermitteln konnte, ist die bereits *en passant* gestreifte, für das Indien-Thema bisher nicht ausgewertete handschriftliche Quelle, die gleich nach der Aufhebung der – nicht zuletzt auch geistigen, die Weltliteratur in Goethes Wort-

35 Siegfried Kratzsch, Goethe und Indien, in: Indien in der deutschen literarischen Tradition, hrsg. von Heinz Mode und Hans-Joachim Penke, Halle 1979 (= Wissenschaftliche Beiträge der Universität Halle-Wittenberg 10), S. 18–31, hier: S. 18.

verstand bedrohenden – Kontinentalsperre im Jahre 1814 zu fließen beginnt und bis zu Herzog Carl Augusts Tod 1829 (für Goethes Indien-Kenntnis bis Ende 1826) unvermindert strömt. Und zwar hat diese Ressource, wie angedeutet, zu tun mit der Anschaffung von englischen Neuerscheinungen für die herzogliche Bibliothek, womit Carl August Goethe als deren leitenden Aufsichtsbeamten mit Nachdruck betraut hatte.³⁶ Unvergleichlich mehr als alle anderen Zeugnisse widerlegen die durch diese Quelle erschließbaren Einsichten nicht nur den bisher üblichen, aus Buchentlehnungen gewonnenen Eindruck, dass Goethes Interesse an Reiseliteratur und ähnlichen Werken kaum der indischen Kultur gegolten habe; sie widerlegen auch die Meinung, dass er, wenn er die weniger »zivilisierten« Weltgegenden in seiner Lektüre dennoch zur Kenntnis nahm, nicht in nennenswerter Weise nach landes- und völkercundlichen und sozialen Besonderheiten der »bewohnten Welt« Ausschau gehalten habe, vielmehr so gut wie ausschließlich nach naturwissenschaftlich Relevantem, also etwa Fakten der Botanik, Meteorologie, Mineralogie und Zoologie.³⁷

Mittelsmann der Anschaffungen für die Weimarer Bibliothek war der erwähnte Johann Christoph Hüttner. Vielseitig gebildet, weit gereist und umtriebig, schrieb er für verschiedene mehr oder weniger wissenschaftliche deutschsprachige Zeitschriften über Themen der »großen Öffnung in die weite Welt« und fungierte mit denselben Themen als Herausgeber der von 1800 bis 1806 erschienenen aktuellen Anthologie »Englische Miscellen«, die Goethe in seiner Privatbibliothek stehen hatte.³⁸ Als Übersetzer war er u.a. verantwortlich für das »Hindu Gesetzbuch oder Menu's Verordnungen [...]« aus der englischen Übertragung von William Jones (Weimar: Industrie-Comptoir, 1797). Die Vermittlertätigkeit dieses »important cultural broker«, den Herzog Carl August 1814 als seinen Londoner »Correspondenten« verpflichtet hatte, für die Weimarer Lesekultur hat nach langer Verschollenheit des Quellenmaterials in den letzten Jahren in bezug auf einige landes- und menschenkundliche Themen erstmals detaillierte Aufmerksamkeit ge-

36 Dokumentation: Guthke, Goethes Weimar (Anm. 7), S. 28, 32–34.

37 Schultz, Goethe and the Literature of Travel (Anm. 29), S. 459 f., 464.

38 Ruppert Nr. 309. Über Hüttners kosmopolitischen Journalismus siehe Karl S. Guthke, Ein Weltmann aus Deutschland, in: ders., Die Reise ans Ende der Welt (Anm. 13), S. 161–189.

funden.³⁹ Von September 1814 bis Mai 1829 hat er auf ca. 3000 Quartseiten Buchberichte über englische Neuerscheinungen auf so gut wie allen Wissensgebieten einschließlich schöner Literatur geliefert und damit einen »enormous influence [...] upon classical Weimar« ausgeübt. Insbesondere hat er, so liest man, »Goethe's range of thinking« derart erweitert, dass er »extended his vision beyond national bounds«; ja: diese Informationsquelle »contributed more in that direction than any other factor, and [it] may be considered the leading source for Goethe's conception of world-citizenship and world-literature.«⁴⁰ Am ehesten trifft dieses Urteil über Hüttners Bedeutung im »geistigen Handelsverkehr« (WA I 42/1, S. 187) zu auf die in seinen Berichten prominente Sparte »Länder- und Völkerkunde« (aber auch »Erdkunde« und »Geschichte«), also auf seine Vermittlung von Publikationen über außereuropäische Weltgegenden an Goethe und über ihn an so manche Bürger in Weimar, wo »sich gebildete und bedeutende Freunde der Länder- und Völkerkunde befinden«, wie Goethe einmal schreibt (WA IV 32, S. 115). Die Weimarer Bibliothek, die er systematisch weitesten Kreisen zugänglich machte, hatte Reisebeschreibungen schon seit langem zu einem Schwerpunkt ihrer Bestände gewählt, und für die Beschaffung von Werken dieser Gattung war Hüttner in London ideal plazierte. Denn, wie er gleich in einem seiner ersten Buchberichte, im August 1815, versichert: »Die gelehrte Welt erwartet mit Recht von den

39 Siehe Guthke, Auch ich in Afrika!. Weltbewohnen in Goethes Weimar, in: ders., Geistiger Handelsverkehr. Streifzüge im Zeitalter der Weltliteratur, Tübingen 2015, S. 93–120, ders., Goethes Reise zu den Antipoden. Weltbewohnen in Weimar, in: ders., Die Reise ans Ende der Welt (Anm. 13), S. 190–210, und ders., Goethes Reise nach Spanisch-Amerika. Weltbewohnen in Weimar, Göttingen 2016 (= Kleine Schriften zur Aufklärung 18), sowie Goethes Reise nach Nordamerika. Weltbewohnen in Weimar, in: Jahrb. FDH 2019, S. 114–182. Geringfügige Überschneidungen hinsichtlich der Rolle Hüttners ließen sich nicht immer vermeiden. Entdeckt wurden Hüttners Buchreferate von Walter Wadepuhl, Hüttner, a New Source for Anglo-German Literary Relations, in: Germanic Review 14 (1939), S. 23–27. Zur Biographie siehe Paul Gedan, Johann Christian Hüttner. Ein Beitrag zur Geschichte der Geographie, Diss. Leipzig 1898. Zitat: Osterhammel, Unfabling (Anm. 13), S. 233.

40 Wadepuhl, Hüttner (Anm. 39), S. 26 f.; Echo bei Catherine W. Proescholdt, Johann Christian Hüttner (1766–1847). A Link between Weimar and London, in: Goethe and the English-Speaking World, hrsg. von. Nicholas Boyle und John Guthrie, Rochester, NY 2002, S. 100–110, hier: S. 109.

Engländern, als dem ersten seefahrenden Volke, die wichtigsten Reisebeschreibungen aus entfernten Welttheilen«, und im Frühjahr darauf noch einmal: »Da die Engländer, wie jetzt die Sachen stehen, wegen ihrer Schifffahrt, Reichthümern und Reiseliebe die meisten Nachrichten von entfernten und selten besuchten Weltgegenden liefern, so fragt das Ausland nach ihren Reisebeschreibungen eher und häufiger als nach allen ihren übrigen literarischen Produkten.«⁴¹ So waren unter den durch Hüttners Vermittlung nach Weimar und speziell in Goethes Gesichtskreis gelangten Werken mit besonderer Betonung und in erheblichem Umfang Reisebeschreibungen, »Sittengemälde« und ähnliche Werke in englischer Sprache, und zwar über die Jahre hin prominent auch solche über außereuropäische Weltgegenden, über die fremden »Welttheile«, deren Kenntniss 1828 in der »Novelle« als Voraussetzung für zeitgemäße Bildung gilt (s.o. S. 9). Es ist keine Übertreibung, daraus zu schließen, dass Hüttners Referate über solche Bücher, die Goethe, Bewunderer englischer »Weltkenntniß«, der er war, anschaffen ließ, einen erheblichen Beitrag nicht nur zur Lesekultur im »Athen an der Ilm«, sondern auch zur eigenen »Weltkunde«,⁴² namentlich zu ihrer Erweiterung auf weit bis ins zwanzigste Jahrhundert als »primitiv« verleumdete Kulturen, geleistet haben und damit zu seiner »globalen Bildung«, wie sie an der Zeit war, und dementsprechend auch zu seiner »Menschenkunde«. War es doch in dieser Zeit nicht mehr so sehr die Ambition der exotischen Reiseliteratur und verwandter Bücher, den Reiz des Abenteuers zu vermitteln als vielmehr, »die Natur des Menschen [...] in mehreres Licht zu setzen«, wie es in Georg Forsters Vorrede zu seiner »Reise um die Welt« heißt. Wie durch Forsters begierig aufgenommene mündliche Berichte so wurde Goethe, dem Nicht-Reisenden im nicht-kolonisierenden, landumschlossenen Kleinstaat, durch die Londoner Buchberichte das kategorisch »Andere«, aber vielleicht doch zumindest Verwandte aus der großen weiten Welt jenseits der europäischen Grenzen erfahrungsfrisch ins Haus gebracht: verlockend, beunruhigend, herausfordernd, Vertrautes in Frage stellend.

41 Die in zwölf Quartbänden gebundenen Berichte Hüttners befinden sich im Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar unter der Signatur »Großherzogliches Hausarchiv A XIX, Nr. 149, 1« plus Kleinbuchstaben, die die Bände bezeichnen. Die beiden zitierten Stellen: a:14 und a:79 (d.h. 1. Band, S. 14 bzw. 79). Orthographie und Zeichensetzung (auch fehlende) werden im folgenden nicht normalisiert.

42 S.o. Anm. 5. »Weltkenntniß«: s.o. Anm. 12.

Der Geheimrat war, um noch ein Wort zur Verfahrensweise dieses Buchverkehrs zu sagen, der Hauptverantwortliche für die Auswahl der aus Hüttners Angebot für Weimar zu bestellenden Bücher, nominell in Absprache mit dem Herzog, der manchmal die Initiative ergriff, gelegentlich auch gemeinsam mit Goethe über Bestellungen entschied und die Rechnungen beglich. Da Carl August jedoch nach eigenem Zeugnis nicht genug Englisch konnte, um ein englisches Buch zu lesen, muss seine Einflussnahme auf Anschaffungen grundsätzlich indirekt gewesen sein, aber aktiv in dem ihm wichtigen Sinne, dass er Goethe instruierte, Reisebeschreibungen bevorzugt zu bestellen und manche davon an den Jenaer Verleger Bran weiterzuleiten mit der Anweisung oder Empfehlung, sie *in toto* oder auszugsweise übersetzen zu lassen und in seinen Zeitschriften ›Ethnographisches Archiv‹, ›Minerva‹ und ›Miscellen‹ zu veröffentlichen, wo er sie dann mühelos zur Kenntnis nehmen konnte; aber auch für Bertuchs ›Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen‹ war Goethe oft der Vermittler von Hüttners Angeboten.⁴³ So hat er Hüttners Referate, vom Herzog zu »aufmerksamster Durchlesung« angehalten, kritisch und wiederholt konsultiert⁴⁴ und aus solcher Vertrautheit mit dem Inhalt der Werke angegeben, welche anzuschaffen seien. Wir wissen also, anders als bei Ausleihungen und Büchern aus eigenem Besitz, was genau Goethes Interesse erweckte. Er war es dementsprechend auch, der die Bücher in Empfang nahm und »studierte«, manchmal auch mit Hüttners Referat verglich und, wenn sie seinen Erwartungen nicht entsprachen, zurückschicken ließ.⁴⁵ Die Tagebücher reflektieren denn auch öfters die Lektüre der ihn persönlich besonders interessierenden Reisebeschreibungen, die durch Hüttner nach Weimar kamen. In seinen Werken aus diesen Jahren, vor allem im ›West-östlichen Divan‹ und wohl auch in den ›Wanderjahren‹,

43 Dokumentation von Goethes Rolle: Guthke, Goethes Weimar (Anm. 7), S. 27–34, 41–45, 53.

44 WA III 8, S. 11, 57 (beide 1821); Keudell Nr. 1770, 1808 (Ausleihung 1826 und 1827 von Bänden von »Hüttners Berichten«). Siehe auch Guthke, Goethes Weimar (Anm. 7), S. 27–29, 41–44. Zu dem Wunsch des Herzogs: Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe, hrsg. von Hans Wahl, Bd. 2, Berlin 1916, S. 209 (22. März 1818; zu einem bestimmten Referat).

45 Empfang: WA III 7, S. 151 (»studirt«) u. ö. (Guthke, Goethes Weimar [Anm. 7], S. 43); Vergleich: WA III 8, S. 11; Rücksendung: Gespräche (Anm. 24), Bd. 3/2, S. 265.

lassen sich Anregungsspuren solcher Reisebücher nachweisen.⁴⁶ Was aber den Ausschlag dafür gab, dass Goethe überhaupt erst dieses oder jenes von Hüttner ausführlich referierte Buch (im Unterschied zu anderen, auch thematisch verwandten) wichtig und interessant genug fand, um es für Weimar (und sich) zu bestellen, war natürlich das Bild, das ihm Hüttner von diesen englischen Neuerscheinungen in seinen Berichten zu machen wusste. Darauf kam Goethe offenbar alles an, und allem Anschein nach hat Hüttner sich, wie er manchmal in seinen Begleitbriefen mehr als nur durchblicken lässt, mit diesen Referaten entsprechend redlich Mühe gegeben, indem er eigene Meinungen zurücktreten ließ vor sachlicher Information. Goethe bekundete seinen »lebhaftesten Dank für [solche] Förderung« (WA IV 28, S. 139).

IV. »Hindostan« in Goethes Gegenwart Perspektiven intensiver Lektüre seit 1814

Zu den von Hüttner referierten und daraufhin von Goethe bestellten Reisebeschreibungen und verwandten Publikationen gehören, wie gesagt, zahlreiche und, wie aus der gleich folgenden Liste zu entnehmen, in fast allen Fällen sehr ausführlich vorgestellte über Indien, Nepal und Ceylon (Sri Lanka); es sind Berichte – insgesamt dreiundzwanzig – über manchmal jahrelange Expeditionen, diplomatische Gesandtschaften, Missionsunternehmungen, Privatreisen und naturwissenschaftliche Erkundungen, oft in Tagebuch-Form und mit *in extenso* eingestreuten Auskünften von Einheimischen oder dort zeitweilig amtierenden Engländern, in einigen Fällen auch mit Rückblicken von jahrelang in Indien lebenden Europäern auf ihren Encounter mit dem Subkontinent und seinen Bewohnern und Kolonialherren. Als derartige Quellen strotzen jedenfalls zahlreiche dieser Bücher geradezu von Erfahrungsgehalt hinsichtlich der konkreten Lebensverhältnisse von Weißen und Indern. Denn Hüttners Gewährsleute, die Verfasser der von Goethe ausgewählten Bücher, waren ein entschieden (bis zum Widerspruch) vielstimmiger Chor, und sie bereicherten ihre Texte überdies oft mit zahlreichen Illustrationen von Landschaften, Bauwerken sowie von Einheimischen

46 Nachweise bei Guthke, Goethes Weimar (Anm. 7), S. 89–106 über den »Divan«; S. 55–87 über die Lesespuren im Tagebuch.

in ihren Lebensumständen – auch ein selbständiger Bildband ist dabei –, die ihre Wirkung auf Goethe, den Augenmenschen *par excellence*, nicht verfehlt haben dürften. Nicht überraschend ist denn auch, dass der Weimaraner, zwar ohne den Hüttnerschen »Handelsverkehr« zu erwähnen, die »bedeutenden Werke« der Engländer besonders zu schätzen wusste, »wodurch wir Indien immermehr kennen lernen«, wie er am 28. Oktober 1817 an Johann Heinrich Meyer schreibt (WA IV 28, S. 293). Schließlich erschienen, berichtete Hüttner 1824, »alljährlich viele und gute Werke über Ostindien« (h:1); die Beziehung zu Goethes Stichwort »Aufklärung« über Indien (s.o. S. 14) stellte Hüttners ebenfalls her, wenn er im selben Jahr an die »gelehrten Vereine in Ostindien« und die »asiatischen Gesellschaften in Paris und London« erinnert, die »sowohl den Orientalisten, als den Freunden der Aufklärung überhaupt schätzbare Beyträge zur Kenntniß dieses Welttheils liefern« (h:57).

Wie also sah bei Hüttner und somit für Goethe das Bild des von Briten bereisten, verwalteten, beherrschten und nach eigenem Verständnis zu »civilisierenden« Indien oder »Hindostan« aus? Indien nimmt in der Reisekultur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts generell eine eigene Stellung ein, sofern die Exotik der Elefanten und Tiger, des farbenfrohen Menschengewimmels, der Gurus auch und der berückenden Landschaft sich die Waage hält mit der nicht weniger exotischen Prachtentfaltung der Maharadschas und Nabobs – aber auch mit dem Suttee (Sati), der zeremoniellen Witwenverbrennung und anderen inhumanen Praktiken. In Hüttners Buchreferaten kann man nachlesen, aus zweiter Hand zwar, doch mit der Aura der Erfahrungs- und Wirklichkeitsnähe, was dazu zu berichten war, nicht selten mit geradezu schriftstellerischem, ja: Goetheschem Blick für das vielsagende, bis zum Kuriosen konkrete Detail, für Vignetten, Anekdoten und »human interest« – Schnappschüsse aus dem Alltag der Kolonisierer und Kolonisierten und ihres Mit- und Gegeneinanders.

Kein Wunder, dass Goethe Bücher, die ihm infolgedessen für seine Interessen besonders aufschlussreich erschienen, nach Weimar kommen ließ und in manchen Fällen auch kommentierte. *Embarras de richesse* ohne Frage, aber bei seinem persönlichen Interesse an diesem »Handelsverkehr« war auch die Ansicht im Spiel, die er 1811 anlässlich des »Reisejournals eines Engländers« aus dem Nachlass des Malers Philipp Hackert so formuliert hat:

Ein jeder, der in der Ferne ein Land studiren will, er habe es früher nun selbst gesehen oder nicht, wird immer so viel Zeugen aufsuchen als er nur kann, deren Menge in diesem Fall nur interessanter ist, weil sowohl die verschiedenen Zeiten, in welchen sie beobachtet, als die verschiedenen Standpunkte, woraus sie die Gegenstände angesehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden sehr zu statten kommen. (WA I 46, S. 327)

Das dürfte ganz besonders für die Kenntnis von Land und Leuten in Übersee und nicht zuletzt Indien gelten, die der Londoner Korrespondent vermittelte. Einen Leitfaden mag da die Frage bieten, wieweit er seinem Leser Goethe, ähnlich Albrecht von Haller etwa, »die Alterität des Fremden zugunsten des Universalen [»dem zufolge alle Menschen immer und überall einander gleichen«] relativiert«,⁴⁷ oder ob der Blick Richtigeres sieht, der, ähnlich wie bei Wieland zum Beispiel, als wesentliche Qualität Diversität wahrnimmt, nämlich »Goethes enorme Aufgeschlossenheit für andere Völker«, seine »Hinwendung zu fremden Nationen«, sein »echtes Interesse für andere Kulturen«, seinen »Respekt Fremdem gegenüber und seine Anerkennung des Andersartigen«; oder war es eher ein bloßes »Dulden«?⁴⁸ Den weiteren Rahmen bildet dabei das kontrovers bewertete Thema der Eurozentrik oder Weltoffenheit der deutschen Klassik (s. u. S. 75 und Anm. 68).

Darüber hinaus haben Hüttners Referate den aparten Reiz, dass sie immer noch nur als Manuskript existieren (eine in den 1930er Jahren von Walter Wadepuhl geplante Edition kam nicht über nicht erhaltene Vorarbeiten hinaus).⁴⁹ So kann der heutige Leser von Hüttners säuberlich in Kurrentschrift beschriebenen Quartblättern sich den akademi-

47 Gonthier-Louis Fink, Weltbürgertum und Weltliteratur, in: Goethe und die Weltkultur, hrsg. von Klaus Manger, Heidelberg 2003, S. 173–225, hier: S. 176, 180. Zu Haller siehe das Zitat Seite 10; es folgt dort: es gelte die »Verschiedenheit [...] wegzuwurfen« und das für die Stimme der Natur zu halten, »worinn alle Völker miteinander übereinstimmen« (Sammlung kleiner Hallerischer Schriften, 2. Aufl., Bern: Emanuel Haller, 1772, Bd. 1, S. 136).

48 Katharina Mommsen, »Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen«. Goethe und die Weltkulturen, Göttingen 2012, S. 9 f. Siehe Guthke, Die Erfindung der Welt (Anm. 7), S. 55–58, 69 (»dulden«); Bhatti, Der deutsche Indiadiskurs (Anm. 18), S. 33; zu Wieland s. o. S. 10.

49 Dazu eine mündliche Äußerung von Catherine Proescholdt, zitiert in Guthke, Goethes Weimar (Anm. 7), S. 10, Anm. 2.

schen Frisson leisten, Goethe ein bisschen voyeurhaft über die Schulter zu schauen und mitzudenken, was dem Geheimrat bei der Lektüre durch den Kopf gegangen sein könnte. Etwa: wären die fremden Völker in entlegenen Regionen, speziell also die Inder, über die die Ansässigen und die Reisenden und deren Informanten zu berichten wussten, vielleicht die in der zeitgenössischen Literatur oft gefeierten »edlen Wilden«, die Adarios Lahontans? Oder hoch, aber anders kultiviert? Oder wären sie eher de Pauws Barbaren, einem Thoas, dem unmenschlichen König der Taurer an der Grenze der europäisch kultivierten Welt, vergleichbar, der jeden an seine Küste verschlagenen Fremden blutgierigen Göttern zu opfern pflegte? Und wirkte nicht auch unter den »Barbaren« hier und da vielleicht eine Iphigenie, konkret zum Beispiel in Gestalt von Missionaren – so dass auch die Einheimischen in Wald und Wüste die »Stimme der Menschlichkeit« zu vernehmen vermochten, die, wie Goethes Drama lehren will, »jeden« und schließlich selbst Thoas umwandeln würde zum Inbild des Menschen als »edel, hilfreich und gut«? Aber waren die Europäer, einschließlich der missionierenden Geistlichen, die um 1800 mit den Eingeborenen in Kontakt kamen, den Reiseberichten zufolge ihrerseits vielleicht gerade nicht ein solcher Ausbund zivilisierter Tugenden »reiner Menschlichkeit«, wie das *siècle des lumières* sie für sich reklamierte, sondern eher das rousseausche Schreckbild der Zivilisation als Scheitern von »épurer les mœurs«? Fragen über Fragen – und besonders aktuell, seit Edmund Burke (das sei wiederholt) in seinem berühmt gewordenen Brief an den Historiker William Robertson vom 9. Juni 1777 postuliert hatte: »knowledge of human Nature« vermittele nicht mehr die Geschichte, sondern »the Great Map of Mankind«, die jetzt vor uns ausgebreitet sei.⁵⁰ Hüttners Referate englischer Berichte über Indien bieten der Reflexion da ein reiches Anschauungsmaterial, das in den nicht-seefahrenden Territorien des europäischen Kontinents Seltenheitswert besaß und unabweislich zu kritischem Denken herausforderte.

Die von Goethe ausgewählten Referate und die entsprechenden Bücher über das »wunderseltene Ostindien« (e:96), die er – offenkundig nicht nur aus bibliothekarischer Verantwortung, sondern auch aus persönlichem Interesse – anschaffen ließ, gruppieren sich über die Jahre

⁵⁰ S.o. S. 10.

hin um charakteristische thematische Schwerpunkte. Zunächst: wie ist in dieser für die Briten »ganz neuen Welt« (e:96) die natürliche, aber auch durch die indigene wie auch die europäische Zivilisation gestaltete Umwelt beschaffen, in der die Einheimischen und die aus ihrem klimatisch gemäßigten Habitat verpflanzten Weißen in den üppigen Landschaften der Tropen, aber auch in der Öde unter den Gipfeln des Himalaja ihr Leben hinbringen? Welche Flora und Fauna umgibt sie von Ceylon bis Kaschmir? Sodann: wie steht es um die dort Aufgewachsenen? Die große und oft wiederkehrende Rolle, die die indigene Bevölkerung der unterschiedlichen Regionen in Hüttners Inhaltsangaben und damit in Goethes auswählendem Erkenntnisinteresse spielt, ist keineswegs einförmig. Je nach der Einstellung der Buchautoren, die sich sowohl auf die Urteile der kolonisierenden Weißen über verschiedene Bevölkerungsgruppen wie auch auf deren Selbstverständnis und Beurteilung der britischen administrativen und militärischen Herrschaft berufen, profilieren sich Inder, wenn schon nicht als »edle Wilde«, so doch als achtungsgebietende Träger einer hohen Kultur eigenständigen Gepräges oder aber als zu erbärmlicher physischer und geistiger Armut und Rückständigkeit, heruntergekommen, wenn nicht gar als dem Abschaum der Menschheit zumindest verwandt, sei es im theatralisch-ostentativen Luxus der Fürsten oder in der körperlichen und seelischen Grausamkeit von religiös sanktionierten Praktiken: Nicht weit von englischen Kathedralen lodern die Scheiterhaufen des Suttee (h:5).

Das wirft natürlich ein Licht zurück auf die Europäer, die sich ihre Bilder machen. Die ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts sind, wie Hüttner durchaus bewusst ist (e:97, c:16^v, g:154^v u.ö.), eine Wendezeit im offiziellen Selbstverständnis des britischen Imperialismus: von den »Missethaten« und »Gräueln« (c:13, 13^v) der rücksichtslos kommerziellen Nutzung der kolonialen Ressourcen in der Zeit von Hastings und Clive zur Schulterung der »white man's burden« als des aufgeklärt humanitären Zivilisationsauftrags im Sinne etwa von Condorcet und (im Hinblick auf Indien) Henry Thomas Colebrooke und Raynal.⁵¹ Wer in dieser Zeit über den kolonisierten Subkontinent be-

51 Osterhammel, *Unfabling* (Anm. 13), S. 513–517 (Wendezeit 1790–1830). Zu Goethes Vertrautheit mit der »Philosophie« des Indologen Colebrooke siehe Goethe-Handbuch (Anm. 18), Bd. 4, S. 524; Eckermann, 17. Februar 1829 (siehe Anm. 22) und Jenisch, *Goethe und das ferne Asien* (Anm. 18), S. 315.

richtet und überdies die Kolonisierten zu Wort kommen lässt, kann nicht umhin, über die Weißen zu sprechen, die sie verwalten, beherrschen und »zivilisieren«. Er wird dabei die eigene Einstellung zum Beobachteten zumindest durchblicken lassen und entsprechend urteilen über die humanitär zivilisierenden oder ausbeuterisch repressiven Praktiken der Kolonialherren, sei es der britischen Regierung oder der selbstherrlichen East India Company (die in neuster Zeit wieder, wie schon im achtzehnten Jahrhundert, kritisch ins Blickfeld gerückt worden ist).⁵² Wird etwa die hohe mitmenschliche Kultur mancher einheimischer Gruppen als korrekatives Vorbild gesehen für die zu Brutalität und Gewinnsucht heruntergekommenen Repräsentanten der »gesitteten« Welt, die Hüttner mit diesem Wort oft beschwört? Die krass repressive Handels-, Verwaltungs- und Militärpolitik kommt wiederholt in Hüttners Referaten zur Sprache, und dass diese Akzente mitbestimmend waren für Goethes auswählendes Interesse, ist nicht von der Hand zu weisen, wenn man sich an seine erwähnten Äußerungen zu Lord Bristol erinnert, in denen er seiner Empörung auch Ausdruck gab mit der exzentrischen Variante Vergleichender Literaturwissenschaft: ›Werther‹ sei für weniger Blutvergießen verantwortlich gewesen als die britische Kolonialherrschaft.⁵³ Oder ist der Spieß umzukehren, etwa gegen den Usus der Witwenverbrennung, die keineswegs, woran Hüttner erinnert, immer freiwillig erfolgte (g:168^v–169^v)? Wer sind also hier die wahren Barbaren?

Eine Teilantwort verspricht die Frage: wie leben die Europäer, die Briten, miteinander im kolonialen Alltag jenseits aller imperialer Prachtentfaltung? Wie ist es, auch abgesehen von ihrer Haltung gegenüber Nicht-Weißen, sei es als Verächter oder als kulturelle Heilsbringer, um ihre menschlichen Qualitäten bestellt? Wie weit ist es her mit »gesitteter« Lebensweise und »Civilisation«, so fragt sich auch Hüttner, wenn er zum Beispiel von der Unbedarftheit und Unreife der geldscheffeln- den Teenager oder Twenty-Somethings, den Parvenus im Indian Service, spricht (d:76^v).

Dass in Hüttners »Relationen« auch darüber aus verschiedenen, ja: manchmal einander widersprechenden Perspektiven berichtet wird, kann

52 Osterhammel, *Unfabling* (Anm. 13), Register; William Dalrymple, *The Anarchy. The Relentless Rise of the East India Company*, New York 2019.

53 Siehe Anm. 27.

für Goethe als nachdenklichen Leser nur ein Vorteil gewesen sein.⁵⁴ Zu Hüttners Gewährsleuten zur Landes- und Völkerkunde gehörten unter Ansässigen, Reisenden und Besuchern und den für die sprichwörtlich gewordenen wenigen Monsune unter fremdem Himmel stationierten Briten mindestens je ein Historiker, Arzt, Naturforscher, Diplomat, East-India-Company-Funktionär, Offizier, Missionar, höherer Regierungsbeamter, Explorer und Illustrator wie auch ein Romanschriftsteller und eine »gebildete Frau« mit Blick für »Dinge, welche die Männer irrigerweise unter ihrer Würde halten« (g:9–9^v). Die Gattungen ihrer Veröffentlichungen rangieren von Memoiren über Tagebuch und Rechenschaftsbericht bis hin zum umfassenden historiographischen Werk und zur Kompilation zur Landesgeschichte und -wirtschaft. Überwiegend sind, auch innerhalb mehrerer dieser Gattungen, die Reisebeschreibungen vielerlei Art mit kontrastvoll reichhaltigen Lebensbildern, die Hüttner anschaulich zu machen versteht.

*V. Goethes Auswahl aus aktuellen Indien-Büchern
Bibliographische Übersicht⁵⁵*

Heyne, Benjamin, *Tracts, Historical and Statistical, on India, with Journals of Several Tours through Various Parts of the Peninsula: also, an Account of Sumatra, in a Series of Letters*, London: Robert Baldwin and Black, Parry and Co., 1814. a:3 (September 1814).

54 Siehe das Zitat oben S. 33.

55 Die Liste beruht auf dem Gesamtverzeichnis in Guthke, *Goethes Weimar* (Anm. 7), S. 107–141. Weitaus die meisten dieser Bücher beschrieb Hüttner in der Sparte »Länder- und Völkerkunde«. Die Quellenangaben beziehen sich auf die zwölf Bände der Hüttnerschen Berichte (s. o. Anm. 41). Die in Klammern stehenden Daten (Monat, Jahr) sind die dieser Referate. Diesen Daten folgt die Anordnung der Titel. Die meisten der aufgelisteten Werke sind in der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek (HAAB) vorhanden. Ausnahmen: die von Sherer und Huggins sowie »Hindoostan«; diese wurden jedoch ebenfalls bestellt, wie aus einer ihrerseits unvollständigen Bestellliste für die Jahre 1820–1827 zu entnehmen ist (s. dazu Guthke, *Goethes Weimar*, S. 33, letzter Absatz der Fußnote 30, 55, 117, Anm. 66). Hinweise auf Hüttners Briefe zu seinen Angeboten beziehen sich auf die Bände D500b und D500e im Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar. Hüttners bibliographische Angaben sind oft ungenau und unvollständig. Sie wurden

- Elphinstone, Mountstuart, *An Account of the Kingdom of Caubul, and its Dependencies in Persia, Tartary, and India; Comprising a View of the Afghaun Nation, and a History of the Dooraunee Monarchy*, London: Longman, etc., 1815. a:56–60^v (Dezember 1815). Erwähnt in den Tag- und Jahreshften für 1817 und in den »Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans« (WA I 36, S. 129; I 7, S. 216). Lektüre Juni 1817 (WA IV 6, S. 60, 64, 65), vermutlich von Geschichte der englischen Gesandtschaft an den Hof von Kabul im Jahre 1808 in Bertuchs Neuer Bibliothek, Bd. 9 u. 10, übers. von Friedrich Rühs, 1817. Ausleihe des Originals 1818 (Keudell Nr. 1164).
- Mill, James, *The History of British India*, London: Baldwin, Cradock, and Joy, 1817, 3 Bde. c:10–16^v (März 1819).
- Hamilton, Francis (»formerly Buchanan«), *An Account of the Kingdom of Nepal, and of the Territories Annexed to this Dominion by the House of Gorkha*, Edinburgh und London: Archibald Constable, etc., 1819. c:84–84^v (September 1819). »Acta«. *Miscellen* Bd. 22, 1820. Korrespondenz mit Bran WA IV 32, S. 115, 117 f., 315. Lektüre Dezember 1819 (WA III 7, S. 121).
- Fraser, James Baillie, *Journal of a Tour through Part of the Snowy Range of the Himala Mountains, and to the Sources of the Rivers Jumna and Ganges*, London: Rodwell & Martin, 1820. d:46–48 (Juli 1820). »Die Himala-Kupfer betrachtet« (WA III 7, S. 261, 22. Dez. 1820) bezieht sich auf Frasers »hierzu gehörige« *Views of the Himala Mountains*, London: Rodwell & Martin, 1820, angeboten in einer Fußnote zu d:48 ohne Referat, nach verworrener Bestell-

ergänzt und berichtigt anhand der Originale bzw. der Online-Kopien oder des Online-Katalogs der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek. (Deren goethezeitlicher Bestand wird gegenwärtig aufgearbeitet.) Zu dem Hinweis auf »Acta« (Goethes Buchsendungen an F.A. Bran) siehe Paul von Bojanowski, Goethe und Bran, in: Goethe-Jahrbuch 21 (1900), S. 101–108. EA meint das von Bran in Jena herausgegebene »Ethnographische Archiv« (die Bände für 1808 bis 1824 mit einer Ausnahme in Goethes Bibliothek, Ruppert Nr. 3932), *Miscellen* die ebenfalls von Bran in Jena herausgegebenen »Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur« (die Bände für 1820–1831 größtenteils in Goethes Bibliothek, Ruppert Nr. 312), *Neue Bibl.* die »Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde«, hrsg. von Friedrich Johann Justin Bertuch. Gespräche: s.o. Anm. 24.

geschichte (vgl. WA IV 34, S. 54 f.) in Weimar angekommen, bestellt vom Herzog. Dazu Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von Jochen Golz, Stuttgart 1998 ff., hier: Bd. 7/2, S. 1380. Gespräche (Anm. 24), Bd. 3/1, S. 593 (1823).

Hamilton, Walter, *A Geographical, Statistical and Historical Description of Hindostan and the Adjacent Countries*, London: Murray, 1820, 2 Bde. d:72^v–78 (September 1820). Bestellung an Hüttner, 21. Oktober 1820 (WA IV 33, S. 317).

Davy, John, *An Account of the Interior of Ceylon, and of its Inhabitants. With Travels in that Island*, London: Longman, etc., 1821. e:95–95^v (September 1821). EA, Bd. 15, 1821; dazu »Acta« und WA III 8, S. 156; in Goethes Bibliothek (Ruppert Nr. 4085).

[Scherer, Joseph Moyle,] *Sketches of India: Written by an Officer for Fire-Side Travellers at-Home*, London: Longman, etc., 1821. e:95^v–98 (September 1821).

Hindoostan, *Containing a Description of the Religion, Manners, Customs, Trades, Arts, Sciences, Literature, Diversions, &c. of the Hindoos, Illustrated with Upwards of One Hundred Coloured Engravings. In Six Volumes*, London: R. Ackermann, [1822]. f:32 (März 1822). »In sechs monatlichen Lieferungen, 1er Theil«. Empfangsbestätigung (»3 Bände«) WA III 8, S. 203. In der von Frederic Shoberl herausgegebenen Reihe »The World in Miniature«.

[Deane, A.,] *A Tour through the Upper Provinces of Hindostan; Comprising a Period between the Years 1804 and 1814; with Remarks and Authentic Anecdotes, to which is Annexed a Guide up the River Ganges, with a Map from the Source to the Mouth, by A.D.*, London: C. and J. Rivington, 1823. g:9–11 (Januar 1824). Miscellen, Bd. 40, 1824.

[Wallace, Robert Grenville,] *Fifteen Years in India; or, Sketches of a Soldier's Life, Being an Attempt to Describe Persons and Things in Various Parts of Hindostan. From the Journal of an Officer in His Majesty's Service*, London: Longman, etc., 21823. g:86^v–87 (Mai 1823).

Dubois, Jean Antoine, *Letters on the State of Christianity in India; in which the Conversion of the Hindoos is Considered as Impracticable, to which is Added, a Vindication of the Hindoos, Male and Female, in Answer to a Severe Attack Made upon Both by the Reverend ******, London: Longman, etc., 1823. g:140^v–143^v (September

- 1823). Lektüre Dezember 1823 (WA III 9, S. 161). Übersetzung (Neustadt: Wagner, 1824) in Goethes Bibliothek (Ruppert Nr. 2724).
- [Mackworth, Digby,] *Diary of a Tour through Southern India, Egypt, and Palestine, in the Years 1821 and 1822, by a Field-Officer of Cavalry*, London: J. Hatch and Son, 1823. g:146–147^v (November 1823). EA, Bd. 27, 1825.
- Malcolm, John, *A Memoir of Central India; Including Malwa and Adjoining Provinces, with the History and Copious Illustrations of the Past and Present Condition of that Country*, London: Kingsbury, 1823, 2 Bde. g:153^v–158 (November 1823).
- Huggins, William, *Sketches in India: Treating on Subjects Connected with the Government, Civil and Military Establishments, Characters of the European and Customs of the Native Inhabitants*, London: John Letts, 1824. h:1–6 (März 1824).
- Wallace, Robert Grenville, *Memoirs of India: Comprising a Brief Geographical Account of the East Indies; a Succinct History of Hindostan, from the Most Early Ages to the End of the Marquis of Hastings' Administration in 1823. Designed for the Use of Young Men Going out to India*, London: Longman, etc., 1824. h:32–33 (Mai 1824). Miscellen, Bd. 43, 1825.
- Seely, John B., *The Wonders of Elora; or, the Narrative of a Journey to the Temples and Dwellings Excavated out of a Mountain of Granite, and Extending Upwards of a Mile and a Quarter, at Elora, in the East Indies, by the Route of Poona, Ahmed-Nuggur, and Toka, Returning by Dowlutabad and Aurungabad; with Some General Observations on the People and Country*, London: Whittaker, 1824. h:50–54 (Juli 1824).
- Asiatic Journal and Monthly Register for British India and its Dependencies*, London: W.H. Allen & Co., h:57–57^v u. h:33 (Juli 1824). »Gegenwärtig schon 103 Stücke.« Die ersten Hefte schickte Hüttner am 14. Juni 1816 (D500b, Bl. 7); Hefte von 1816–1828 in der HAAB, Weimar.
- Fraser, James Baillie, *Views of Calcutta, and its Environs. From Drawings Executed by James Baillie Fraser*, London: Smith & Elder, 1826. h:71^v (Juli 1824, Ausgabe 1824, London: Rodwell and Martin). Ausgeliehen 1827 (Keudell Nr. 1839).
- Forrest, Charles Ramus, *A Picturesque Tour along the Rivers Ganges and Jumna, in India; Consisting of Twenty-Four Highly Finished and Coloured Views, a Map, and Vignettes, from Original Drawings*

- Made on the Spot; with Illustrations, Historical and Descriptive by Lieutenant-Colonel Forrest, London: R. Ackermann, 1824. i:33–35 (März 1825). Lektüre Juni 1825 (WA III 10, S. 69).
- Price, William, Journal of the British Embassy to Persia: Embellished with Numerous Views Taken in India and Persia; also a Dissertation upon the Antiquities of Persepolis, Bd. 1, London: Kingsbury, Parbury, and Allen, 1825. i:88^v–91 (Juli 1825).
- [Hockley, William Browne,] Pandurang Hari, or Memoirs of a Hindoo, London: Whittaker, 1826, 3 Bde. j:37^v (Januar 1826). Lektüre 1826 (WA III 10, S. 186 f.). Ausgeliehen 1826 (Keudell Nr. 1710). Lobende Erwähnung: WA IV 41, S. 197, u. Gespräche, Bd. 3/2, S. 43 (beide 1826).
- Duff, James Grant, A History of the Mahrattas, London: Longman, etc., 1826. 3 Bde. j:126^v–130 (September 1826).

VI. Zwischen Tropen und Himalaja Landschaften, Flora und Fauna einer »ganz neuen Welt«

Schon vor den regelmäßigen Buchberichten Hüttners und anschließend auch außerhalb dieser Quelle bekunden Goethes Tagebücher ein waches Auge für indische Landschaften und ihre Tier- und Pflanzenwelt – bemerkenswert sicherlich für einen Menschen, für den die Tropen *terra incognita* waren ebenso wie das Hochgebirge, das den Montblanc um mehr als die Hälfte und den Brenner Pass um 6000 Meter übersteigt. So wurden 1797 »bey Gores [den englischen Langzeitbesuchern in Weimar] die Indostanischen Landschaften« betrachtet, später, 1822, auch Herrn »von Stein« die »indischen Landschaften vorgezeigt«, nachdem 1817 bereits die »Indischen Jagden« »verlangt« und dann im Laufe des Dezember nicht weniger als fünfmal zu »besehen« waren, nämlich »Oriental Field Sports: Being a Complete [...] Description of the Wild Sports of the East, and Exhibiting [...] the Natural History of the Elephant, Rhinoceros, [...] and other Undomesticated Animals« von Thomas Williamson mit Zeichnungen (»drawings«) von Samuel Howett (London: Orme, 1807).⁵⁶ Außer Landschaften tauchen in den Tage-

⁵⁶ WA III 2, S. 76; 8, S. 160; 6, S. 143, 145, 146, 149, 151 (»Indische Jagden«). Ausleihe von »Oriental Field Sports«: Keudell Nr. 1121 (Dez. 1817 – Februar 1818).

büchern in der Zeit vor Hüttners Sendungen ferner »Indische Bilder« auf, von denen eins 1813 beschrieben wird: ein Pferd, »ein Raja reitets, Verschnittene führens« (WA III 5, S. 70 f.). Zu »gegenständlicher« Anschaulichkeit gelangen solche visuellen Begegnungen mit dem Subkontinent jedoch erst in den Relationen aus London.

Da diese Berichte Hüttners ausschließlich die Eindrücke und Erfahrungen von Nicht-Einheimischen in dem extrem fremden, »von Europa so sehr verschiedenen Welttheile« (g:9^v) der Tiger und Mangobäume referieren, überrascht es, dass, eher selten zwar, verschiedenen Beobachtern herzerwärmend Heimatliches auffällt, nämlich als »romantisch« oder ähnlich bezeichnete Landschaften. Heimatlich im Sinne von idyllisch menschenfreundlich ist etwa eine von den Weißen bevorzugte Feriengegend eine halbe Stunde »zu Wasser« außerhalb der brütenden Hitze von Calcutta mit ihrer »Reihe schöner mit hohen Baumgruppen-Heynen umgebenen Landhäusern« offenbar englischen Stils (h:1^v). Selbst Seelys Beschreibung des überwältigenden Erlebnisses der »Schönheit« der »unsterblichen«, angeblich alle Monumente der europäischen Antike übertreffenden Tempelarchitektur in den riesigen »Höhlen« im Gebirge bei Ellora nahe Aurangabad (heute ein Unesco World Heritage Centre) erlaubt einen Blick auf deren natürliche Umwelt: »die romantische Schönheit der Gegend« (h:51–51^v). In dem Bericht über Mountstuart Elphinstones diplomatische Dienstreise ins nordwestliche Grenzgebiet erfährt man über eine Stadt lediglich, dass sie in einem »großen romantischen Dattelheyne« liegt und dass ein nahegelegenes Dorf »eine unbeschreiblich romantische Lage« hat (a:57^v). Schon eine Seite später aber beeindruckt die »mehr als hundert Schuh« hohen »wundervollen Salzfelsen« und der »fast blutrothe Erdboden« – ein »seltsames Schauspiel«, vielleicht sogar »mahlerisch« wie ein Wasserfall in einer Abbildung in Charles Ramus Forrests »Prachtwerk« »A Picturesque Tour along the Rivers Ganges and Jumna«, das ein »treues Gemälde der entzückenden Naturscenen in Ostindien« enthält (i:33–33^v).

Doch die mehr oder weniger als heimatlich berührende »schöne«, ans Amoenen grenzende Natur ist eher die Ausnahme und nur knapp bezeichnet statt ausgemalt. Bände spricht, dass die »entzückenden Naturscenen in Ostindien« kaum Gainsborough oder Constable suggerieren, vielmehr »ewig in der Herrlichkeit der gewaltigen asiatischen Sonne glühen«, umgeben von Pagoden, und dass das höhergelegene Ferienidyll bei Calcutta sich »mitten aus einer Wüste erhebt«. Was auf

den ersten Blick als romantisch berühren mag, changiert ins allenfalls Wildromantische, doch eher Unwirtliche, Menschenfeindliche dieser exotischen Natur: unfruchtbare Einöde, wuchernder Dschungel, katastrophale Überschwemmung, »grause Wildniß« (d:47) des Höchstgebirges. In einem der frühesten und längsten Referate, über Elphinstones Gesandtschaft von Delhi nach dem in persischem Einflussbereich liegenden Königreich Kabul, dem heutigen Afghanistan, wird die Reise durch die Wüste Thar, auch »Great Indian Desert«, an der Grenze zum heutigen Pakistan ausführlich beschrieben, komplett mit Fata Morgana, aber auch mit allen ihren für Weimaraner unvorstellbaren Beschwerden, vor denen sich »viele Leute in der Gesandtschaft so fürchteten, daß sie zu zwanzig und dreißig fortliefen«. Die Kamele sinken so tief in den Sand, »als ob es Schnee gewesen wäre«. Die »geringste Störung« zwingt die ganze, zwei englische Meilen lange Karawane zum »Stillstehen«, während Kletten »überall anklebten«. »Aber das größte Übel war der Mangel an Wasser«; der Genuss von wasserhaltigen Pflanzen und des »schlechten salzigen Wassers welches man hin und wieder fand«, führt selbst bei den Hindustanern zu Fieber und Dysenterie, »woran viele starben«. »Die Tage waren heiß und die Nächte sehr kalt« (a:56^v–57). Die ebenso menschenfeindliche Gegenwelt sind in der Regenzeit die Überschwemmungsgebiete, namentlich am Ganges, in dem die Leichen der »von ihren Verwandten ersäuften« Kranken treiben, wie William Huggins berichtet in seinen »Sketches in India«. »Der reißende Strom unterwühlt auch beständig die schwachen Uferdörfer, welche in großen Massen in die Überschwemmung fallen: ihr Gekrach hört man in großer Entfernung« (h:5–5^v).

Was Forrest hingegen in der Umgebung des Ganges und Jumna als bedrohlich überwältigende Natur erfährt, ist der Dschungel, der nur auf dem Rücken von Elefanten, »elf Fuß hoch« auf zwei Fuß hohem Sattel zu durchqueren ist; auf der Jagd überragen selbst die anderthalb Zoll dicken Grashalme den Jäger um sechs Fuß in kaum durchdringlichem »Dickicht«, wo man »unvermuthet auf einen Tiger stoßen könnte« (i:34–34^v). Das *non plus ultra* der Unwirtlichkeit ist das Himalaja-Massiv, dessen »Spitzen weit über die Gipfel der Andes hervorragten« (d:78), über die Humboldt Goethe hätte erzählen können (Abb. 1). Der geologische Rekord war zu erwarten, aber kaum die Detailfülle, die James Baillie Fraser ausbreitet in seinem »Journal of a Tour through the Snowy Range of the Himala Mountains« ins Quellgebiet des Ganges

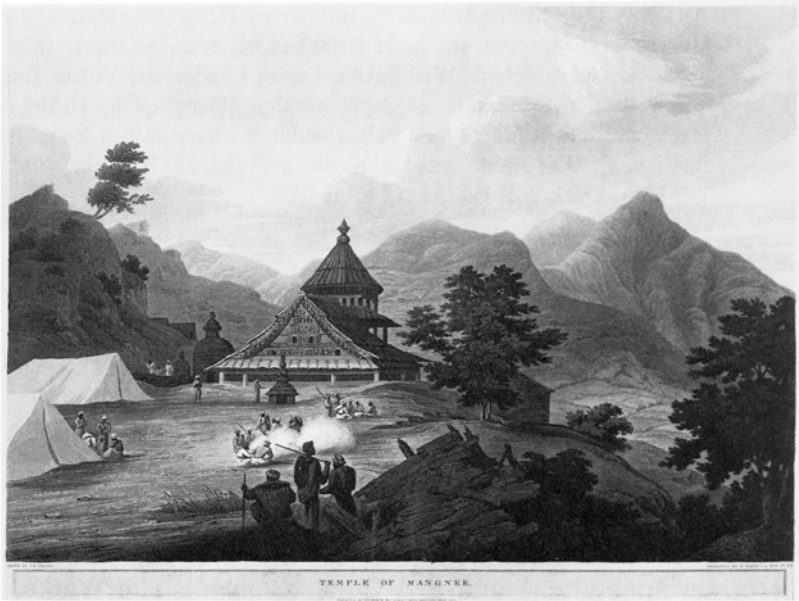


Abb. 1. Temple of Mangnee.

*Aus: James Baillie Fraser, Views of the Himala Mountains, 1820
(Bild: Harvard University, Houghton Library Pf [*46–102]).*

und Jumna. Die Symptome der Höhenkrankheit werden ausgiebig beschrieben: »Schwierigkeit des Athemholens« beim »unbeschreiblich mühsamen« Aufstieg mit zitternden Knien und heftigem Kopfschmerz; »manche mußten sich übergeben; viele ergriff eine solche Schwerfälligkeit, daß sie sogar mitten im Gehen einschliefen.« Das überzeugt die Bergsteiger, dass es »vielleicht unmöglich seyn würde, [...] auch nur in die Nähe der Gipfel« zu gelangen – umso bemerkenswerter, dass fünf- unddreißig Jahre zuvor vier- bis fünfhundert »Leute [...] in das Chinesische Gebiet einfielen um dort Vieh zu stehlen«. Flüsse »laufen in Schluchten, deren Tiefe, Enge und grause Wildniß sich kaum beschreiben lassen. An die Schilderung der Gegend [...] könnte sich nur ein Dichter wagen; aber auch er würde bald verzweifeln, so erhaben ist diese Natur.« Kein Wunder vielleicht im Hinblick auf dieses Schlüsselwort der Ästhetik des achtzehnten Jahrhunderts, dass das Gebirge

»heilig gehalten« wird, ja: einer der Berge, Panch Purbut, gilt bei den Hindus als Thron eines ihrer Götter (d:46–47^v).

Fraser erwähnt im Vorbeigehen auch die »ganz neuen« Pflanzen im Himalaja-Gebiet, nicht aber die beiden anderswo bei Hüttner außer dem Dschungelgras groß herausgestellten Überraschungen der indischen Vegetation: den Mangobaum und den Banyanbaum. Der erstere fesselt lang und breit die Aufmerksamkeit der erwähnten »gebildeten Frau«, A. Deane. Nicht nur sind Mangobäume, die vor den »brennenden Sonnenstrahlen« schützenden Blickfänger, da sie weithin die Landstraßen säumen, ihre Frucht ist auch unter allen dortigen die »nutzbarste und wohlschmeckendste«; als die Hauptnahrung der Einheimischen gilt sie als »nahrhaft und gesund [...], weil der Hindu nichts als Wasser trinkt.« Ein einziges Glas Wein verursacht schmerzhaftes Fieber und Ausschlag (g:10–10^v). Ganz anders der »berühmte Banyan-Baum [...], angeblich der größte in der Welt (den Milton im Verlorenen Paradies beschreibt)«, eine Art tropischer Feigenbaum, der in Walter Hamiltons Indien-Kompendium profiliert wird anlässlich eines Exemplars: »Er hat 350 große Stämme (welche alle größer sind als die Englischen Eichen und Ulmen) und über 3000 kleine Stämme«, nach der Überlieferung der »Eingebohrenen« ist er 3000 Jahre alt, Schatten spendend für 7000 Menschen (d:77). In Forrests »Picturesque Tour«, wo der Baum (»Banian«) noch wortreicher beschrieben wird, bietet er sogar 10000 Personen Sonnenschutz (i:35–35^v). Dieses botanische Unicum könnte ins Wappen Indiens passen. Auf Sherer hingegen machen in den »Sketches of India« außer dem »Banian-Feigenbaum« den stärksten Eindruck die exotischen »herrlichen großen Gewächse, der Pisang, die schöne Bambusstaude, die hohe Cocospalme, die wuchernde Aloe« (e:96).

Schließlich: wie ist es um die Tierwelt bestellt in diesen Landschaften mit ihrer fremden teils üppigen, teils kargen Vegetation? Dass Rinder den Hindus »hochheilig« waren, wird sich auch in Goethes Weimar längst herumgesprochen haben (g:142; vgl. WA IV 42, S. 221), weniger, dass unter dem Dach der Welt noch die sonstwo aussterbenden Bisons und Wisente ihr Dasein fristen (d: 47^v). Die von Dr. med. Davy als Sensation vermeldeten »unbekannten« Schlangen und Blutegel in Ceylon werden Weimarer Herzen jedoch kaum höher haben schlagen lassen (e:95^v); eher vielleicht die Vögel »von unvergleichlichem Gefieder«, die den Banyanbaum »bevölkern« (e:96). Anders faszinierend sind die »Raubvögel«, denen wegen der hohen Temperatur die Überreste der in

Bengalen überaus häufigen abendlichen Gastmähler vorgeworfen werden müssen, da die Dienstboten »aus religiösen Vorurtheilen« nichts genießen dürfen, was von einer anderen Caste zubereitet wurde: »ungeheure Schaaren« von Geiern, Krähen und exotischen Raubvögeln leben »aus diesem Umstande friedlich« mit den Menschen zusammen und »bedecken« Häuser und Gärten; »gefräßige Störche« kommen ihnen tagsüber zu Hilfe und nach Sonnenuntergang die »Pariah-Hunde«, Füchse und Schakale, die dann »aus den nahen Dickichten herankommen und durch ihr Geheul die Nacht furchtbar machen«. So das Handbuch ›A Geographical, Statistical, and Historical Description of Hindostan and the Adjacent Countries‹ von Walter Hamilton (d:75^v–76).

Aufhorchen lässt vor allem was Hüttner über Exoten wie den schon erwähnten Tiger und Elefanten im übermannshohen Dschungelgras zu erzählen weiß. Goethes Interesse an solchen Tieren der freien Wildbahn deutete sich schon, ohne die geringste weitere Auskunft allerdings, in den Tagebüchern an, wo die »Indischen Jagden« mehrfach auftauchten (s.o. S. 41). In Hüttners indischer Welt streifen sie nicht selten herum, und zwar in der Regel im Habitat der Menschen. Überraschend war in der um das Hotel »Elefant« gruppierten Kleinstadt vermutlich, dass der Dickhäuter in Indien üblicherweise nicht nur zu »Gelehrigkeit«, sondern auch zur Jagd »abgerichtet« wurde – nicht anders als gefährliche Raubtiere wie Panther und Leoparden (i:34; e:97, g:147^v), was dem späteren Verfasser der ›Novelle‹ aufgefallen sein dürfte. Ganz anders als solche Symbiose aber die Antibiose von Mensch und Raubtier im indischen Alltag. Denn Tiger und Schakale lauern nicht nur im Dschungelgras; sie machen auch das siedlungsnaher Terrain unsicher. Ein vielsagendes Beispiel ist der von einem »gebildeten Offizier« berichtete Fall des »berüchtigten Situ«, direkt im Anschluss an die Schilderung des »vornehmen« Lebensstils und der akademischen Bildungsmöglichkeiten in Benares. Situ war dort der »Anführer der fürchterlichen Gendarmen«, den »wilde Thiere zerrissen«, nachdem er aus einer von englischen Truppen belagerten Festung geflohen war. »Man sah sein Pferd einsam herumlaufen, und an einem abgelegenen Orte fand man seinen Körper, an welchem erst ein Tiger gefressen hatte, und den nachher die Schakalls zerrissen.« Was folgt, suggeriert eine nicht nur für Europäer bedrohliche Tier- und Menschenwelt unter tropischer Sonne, die auch die »entzückenden Naturszenen« bescheint: »Eines der größten menschlichen Ungeheuer fand so seinen verdienten

Lohn« (e:98). Auch das ist »Leben in Indien«, das Goethe in »Pandurang Hari« so »interessant« fand (s. u. S. 60 f.). Oder nur ein Sonderfall? Wie sieht das größere Bild aus?

VII. Die Einheimischen *Glanz, Elend und Horror einer hohen Kultur*

Die um 1800 nicht zuletzt auch in den deutschen Territorien aufblühende Indologie, die Goethe, wie gesagt, vor allem im Hinblick auf die altindische Literatur aufmerksam und bewundernd zur Kenntnis nahm, feierte die Sanskrit-Zeit als eine Ära höchster Kultur, die im Unterschied zu anderen außereuropäischen der europäischen keineswegs kategorisch unterlegen war. Seelys erwähnte atemlos begeisterte Schilderung der »Herrlichkeiten« der Tempelarchitektur in den riesigen Höhlen des Granitmassivs von Ellora in seinen »Wonders of Elora« (Abb. 2) schlägt einen ähnlichen Ton an, der Goethe, Hüttners Referat lesend, trotz des Hinweises auf »Riesenfiguren der Hindu-Mythologie« sein oft zitiertes summarisches Urteil in »Makariens Archiv« hätte überdenken lassen, dass »indische Alterthümer«, außer literarischen offenbar, zu »sittlicher und ästhetischer Bildung [...] uns wenig fruchten« (WA I 42/2, S. 201). Denn die »Kunstschöpfung« der Hindus bei Ellora evoziert eine »längst verflogene Zeit« und ein »mächtiges Volk, das schon höchst gebildet war, als unsre eigenen Landsleute noch wie Barbaren in Wäldern und Wildnissen lebten«. Diese Tempel und dazugehörigen Bauten werden »von keinem alten Denkmale der bekannten Welt übertroffen«, und sie sind überdies »so vollkommen erhalten«, dass sie »viele tausend Jahre in demselben Zustande bleiben [werden], wenn unsre modernen Paläste, Kirchen pp. längst in Staub zerfallen seyn werden«. Überlebt hat offenbar ebenfalls die von Goethe, wie gesagt, nicht pauschal abgelehnte »Weisheit«, die geistige Kultur der hindustanischen Urheber der Wunderwerke von Ellora: christliche Bekehrungsversuche, wird in diesem Zusammenhang versichert, sind »ein ganz vergebliches Bemühen« (h:50–54).

Doch wie verhält es sich sonst in Goethes Gegenwart mit der indischen Kultur?

An den Fürstenhöfen changiert der Reiz der hohen geistigen und ästhetischen Kultur von ehemals von Glanz zu Glamour und Kitsch:

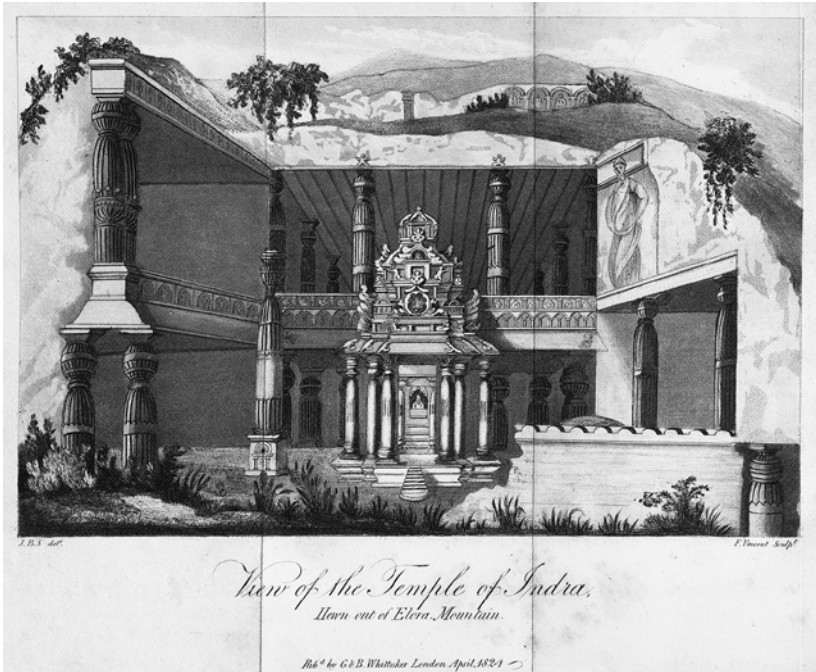


Abb. 2. View of the Temple of Indra Hewn out of Elora Mountain.

Aus: John B. Seely, *The Wonders of Elora*, 1824

(Bild: Harvard University, Widener Library IND 2008.24.25).

Gediegenheit schlägt um in bis zur Geschmacklosigkeit pompöse Prachtentfaltung. Ein krasses Beispiel für solchen ostentativen Luxus ist was der kultivierte Diplomat Elphinstone Hüttner zufolge über seine Begegnung 1819 mit dem König von Caubul (Kabul) in Peshawar berichtet. Die Stadt Peshawar, heute in Pakistan, gehörte damals gemäß der beigegebenen, von Goethe bei der über mehrere Tage ausgedehnten Lektüre studierten Karte nicht zu »Hindoostan«, sondern zum westlich angrenzenden Königreich Caubul (WA III 6, S. 60, 64 f.) als eine der »Dependencies in India« von Elphinstones Buchtitel, war aber stark von den Moguls und Sikhs geprägt, bis sie um die Mitte des Jahrhunderts unter britisch-indische Herrschaft kam. Der König von Caubul, ein etwa Dreißigjähriger »von Olivenfarbe«, macht zunächst einen guten Eindruck: »In seiner Miene Herrschaft[,] Würde und Anmuth, [...] und

sein ganzer Anstand fürstlich.« Doch seine Amtstracht nähert ihn für europäische Vorstellungen einer Schießbudenfigur an:

[...] grünes Camisol [Negligé] mit großen goldnen Blumen und Edelsteinen. Darüber eine große Brustplatte von lauter Diamanten funkelnd. In einem seiner Armbänder hatte er den bekannten Stein Cohi Noor[,] einen der größten Diamanten in der Welt [...]. Auch trug er etliche Reihen große Perlen wie ein Bandolier über die Schulter gehangen. Seine Crone war neun Zoll hoch, ganz von Gold und Silber und mit violettfarbenem Sammt verziert, von ungewöhnlicher Pracht. Der Thron war mit einer Decke belegt, die über und über mit Perlen verziert war, darauf lag ein Degen und ein mit Juwelen besetzter Zepter. (a:58^v–59)

Anderes allerdings ließ hier »auf den Verfall des Staates schließen«, nämlich auf Korruption hinter der »prachtvollen« Kulisse. Da herrscht die »Raubsucht« der Höflinge; sie eignen sich die Last-Kamele an, auf die Geschenke für den König geladen waren, und überdies Reitkamele; den Elefantentreibern ziehen sie ihre Livree aus und bestehen darauf, dass »zwey Englische Bediente, welche die geschenkten Cronleuchter in Ordnung bringen und aufhängen mußten, auch mit zu den Geschenken gehörten!« Der König seinerseits bekundet unter allen Geschenken das »größte Wohlgefallen« an zwei »köstlichen Pistolen« wie auch an einem Nagel und überdies an den »seidenen Strümpfen der Gesandtschaft«, von denen er sich »etliche Paar ausbitten ließ« (a:59–59^v). Erfreulicher sind andere Programmpunkte: eine »Privataudienz des Nachts im Serail bey ihm«, dem »ganz umgekleideten« König, der Besuch üppiger Obstgärten ohne exotische Früchte und statt der angebotenen Habicht-Beize ein lang beschriebenes »Gastmal« in einem Dorf, das denn doch einen erratischen Anflug hoher Kultur zu bieten hatte: »Wenn es anfang am Stoffe zur Unterhaltung zu fehlen, sangen der Dorfschulmeister und der Priester abwechselnd Stellen aus dem Dichter Hafiz, denn auch in diesem ganzen Lande ist Persisch die Sprache der Gelehrten, Gebildeten und des Unterrichts« (a:59^v–60^v).

In anderer Weise imposant als die theatralische Modenschau des Königs von Caubul ist der Besuch des Nabobs von Lucknow bei dem britischen Residenten; Hüttner beschreibt ihn, wie er ihn in Forrests ›Picturesque Tour‹ gelesen hat: »Als es hieß, der Nabob sey im Anzuge, stellte sich der Resident mit einem großen Gefolge oben auf die Treppe

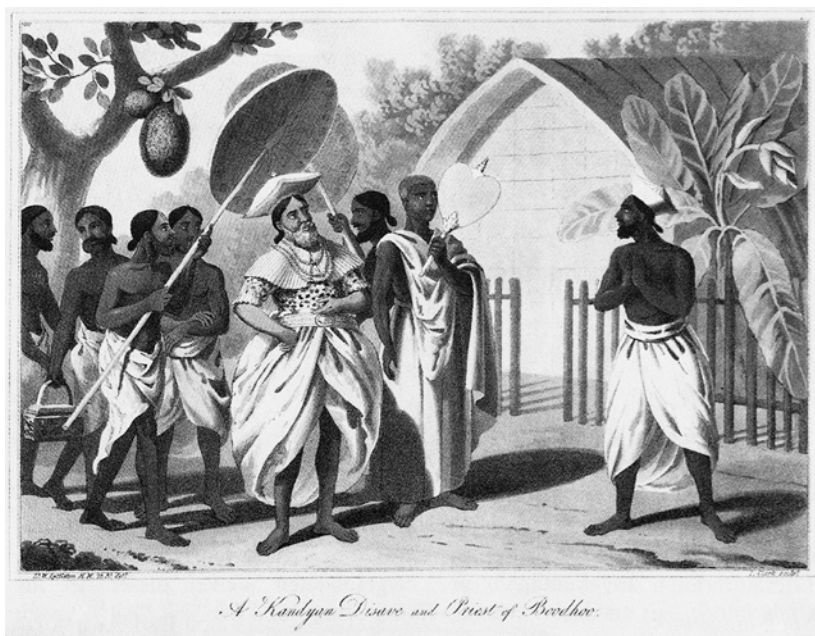


Abb. 4. A Kandyan Disave and Priest of Boodhoo.

Aus: John Davy, *An Account of the Interior of Ceylon and its Inhabitants*, 1821
(Bild: Harvard University, Tozzer Library, Special Collection IND D 31).

Andere Berichte Hüttners werfen ein Licht auf die eher alltägliche Seite des Luxus-Lebens der Fürsten und der Reichen in Indien. Auch sie warten mit Überraschungen auf. In Walter Hamiltons Kompendium wird der »Luxus der Fürsten« belegt durch ihren in Millionen Rupien exakt bezifferten Reichtum, der einen Nabob in den Stand setzt, einem britischen Generalgouverneur »zehn Millionen Rupien« zu leihen. »Reiche Leute«, erfährt man aus derselben Quelle, »halten sich einen Barbier«, der ihnen auch die Ohren reinigt, die Nägel schneidet, die Gelenke »knackt und den Leib gleichsam knetet, woran der Hindu viel Wohlgefallen findet«. Die entsprechenden Vorstellungen von Schönheit werden nicht überall geteilt: »Wenn man eine Frau loben will, so sagt man, sie gehe wie eine Ente oder wie ein Elephant, und die Zähne gelten für schön, wenn sie den Saamenkörnern des Granatapfels glei-

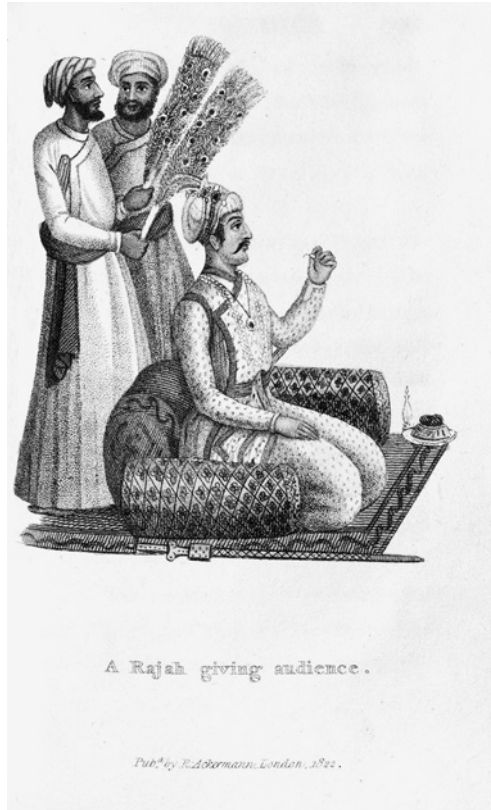


Abb. 5. A Rajah giving audience.

Aus: *Hindoostan*, Bd. 3 [1822]

(Bild: Harvard University, Loeb Music Library MUS 198.3.1.10[3]).

chen, das ist, wenn sie schwarz und roth sind« (d: 76^v–77). Geschmackvoll kultiviert, wenngleich nicht auf dem Niveau der hohen Kultur der Sanskrit-Zeit, wie sie in Ellora und in der Literatur begegnete, ist die öfters bemerkte Schönheit der landläufig modischen Kleidung in Hindustan. Von »herrlichen seidenen« Gewändern ist die Rede, »köstlichen Schawls« und »prächtigen Kleidern«, die man außerhalb der Stadt, nämlich Benares, meistens in Palankinen unter Baldachinen zu sehen bekomme, getragen von »überaus schön gestalteten« Frauen von »grazienhaftem Gang« (e: 97^v–98). »Etliche Ellen [...] Seidenzeug von aller-



Abb. 6. The Bridegroom conducted to the house of the Bride (wie Abb. 5).

ley Farben« »ganz locker« um den Leib geschlagen, »ein Stück dünnes Nesseltuch [...] nachlässig um die Schultern geworfen« – »dies ist die gemeine Tracht« in Bengalen. (Goethe wird das aufmerksam zur Kenntnis genommen haben: erstaunlich oft spielen ja »Trachten« eine Rolle in den von ihm ausgeliehenen Büchern.) »Der Bengale aus den wohlhabenden Ständen« bemalt sich Gesicht und Arme. »Die Stutzer, an welchen es auch dort nicht fehlt, machen sich einen weißen Fleck auf die Stirn, und mitten in demselben einen Tüpfel von glanzendem Scharlachroth, ferner einen Streif von weißer Schminke längs der Nase herab. Solche junge Männer tragen sämtlich Ohrgehänge aus dem feinsten Golde von überaus kunstreicher Arbeit.« (Abb. 6) Soweit die

»verständige, unaffectede« Mrs. Deane (g: 9^v–10). Selbst die indischen Diensthofen, ergänzt Sherer, gefallen sich sogar im Dienst mit »goldenen Ohrringen oder smaragdnen Ohrgehängen« unter dem Turban und »großen silbernen Siegelringen am Finger« (e:96).

Alle diese mehr oder weniger ostentativen Formen von Luxus, die in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts in europäischer Sicht als Symptome der Degeneration der einstmaligen hohen Kultur galten,⁵⁷ haben jedoch einen Gegenpol, der in die Nähe der hohen, namentlich sittlichen und geistigen Kultur zurückführt, die den Auftakt dieses Abschnitts bildete. Das ist die Beschreibung des Lebens und Wirkens einer hinduistischen Maratten-Fürstin von »Edelmuth und Characterstärke [...], welche sie während ihrer Lebenszeit zum Segen des von ihr regierten Landes und ihren Namen gleichbedeutend mit Gerechtigkeit und allen Regententugenden machten«. Hüttner singt ihr Lob in allen Tonlagen bis hin zur Wiedergabe ihres Tagesablaufs auf über zwei eng beschriebenen Quartseiten in seinem Referat von John Malcolms »A Memoir of Central India« (g:155–156). Ein ganz anderer Lichtblick hoher sittlicher Kultur betrifft die sonst bei Hüttner nur selten ins Visier genommenen Mohammedaner. Nicht zufällig vielleicht kommt der Bericht über die monumentalen Zeugnisse der hohen Kultur von Ellora im selben Atem auf eine »wichtige Nebenbeobachtung« zu sprechen: die auffallend gepflegten »Kirchhöfe« der Moslems und ihre mit Blumen bestreuten Gräber unter Zypressen;

[...] die Verwandten des Verstorbenen besuchen sie täglich mit inniger Zärtlichkeit; [sie begraben ihre Toten nicht in der Stadt] noch schichten sie dieselben, wie in London, Paris &c. gleich Waaren neben einander; man läßt keine Schaafte auf den Gräbern weiden; man begnügt sich nicht [damit,] ein Paar Lieder am Grabe zu singen, oder etliche Gebete herzusagen, und dann auf immer Abschied zu nehmen, sondern der Mahometaner besucht das Grab des Ahnen mit frommer Ehrfurcht, pflanzt Bäume um dasselbe und streut Feldblumen darauf. Es liegt etwas Ansprechendes und Gefälliges in dieser unverstellten Achtung gegen die stummen Todten, wo der Eigennutz dadurch keine Nahrung erhält. (h:53–53^v)

57 Osterhammel, Unfabling (Anm. 13), S. 500 f.

Die in der Gegenwart von Hüttners Gewährsleuten zum Luxus des Modischen und Imponierenden changierte hohe Kultur ist natürlich eine Sache der mehr oder weniger Begüterten. Aber Indien ist schließlich auch in Hüttners Momentaufnahmen ein Land der reichen und der armen Hindus, ihrer Paläste und Lehmhütten. Paradigmatisch ist William Huggins' Bemerkung über Calcutta, dass »vielleicht keine Stadt in der Welt mehr verdiente, eine Masse von Elend und Pracht« genannt zu werden, wobei er an dieser Stelle allerdings vornehmlich »die Englische Stadt« mit ihren Palästen im Auge hat. Nähert man sich jenseits der »schönen Straße« den »Wohnungen der Hindus«, sieht man, wie sie in Lehm-, Bambus- oder Grashütten hausen, »welche schmutzig und mit Menschen überfüllt sind« und feuergefährlich obendrein. »Einige reiche Eingeborene wohnen in schönen nach Englischer Art gebauten Hotels; etliche minder wohlhabende errichten große Häuser«, die den »alten Abteien und den Burgen der Vorzeit gleichen« mit ihren »engen verschlungenen Gängen« und »düstren Stübchen« (h:2^v–3). Überfüllt mit Menschen sind auch die Straßen und Plätze der Städte. Die »Universität der Hindus« in der »berühmten Stadt Benares« kann man nur »zu Pferde [...] bequem in Augenschein nehmen [...] oder in einem offenen Palankin« wegen der Enge der Straßen und des »Gedränges in denselben« (e:97^v) – ein sozial gemischtes Gedränge also, anders als das »glänzende Gewühl« der »schönen Welt« des englischen Heiratsmarkts in und bei Calcutta (h:4); selbst unter »Brahminen« in Benares gibt es im Gedränge um die Bazare nicht nur reiche, sondern auch »marktdienstverrichtende« (e:97^v). Sonstwo im Lande wird es bei den 83 Millionen Menschen zwischen Cap Comorin und Tibet kaum anders sein (d:73).

Über die Hauptursache des ständig in den Blick fallenden Elends der großen Masse der Bevölkerung sind sich Hüttners Quellen erstaunlich einig: Mangel am zeitgemäßer Bildung und Ausbildung infolge des landesweit herrschenden Traditionalismus, der zu der um 1800 in England vielberufenen zivilisatorischen »Stagnation« Indiens geführt hat.⁵⁸ Der Wortführer ist James Mill, der nie in Indien war, in seiner Geschichte Britisch-Indiens, »the nineteenth century's most influential book on India«, jahrzehntelang Pflichtlektüre für die Nachwuchsgeneration in

58 Ebd., S. 501–506.

Handels- und Verwaltungsposten.⁵⁹ Das »Indische Volk« ist – so Hüttners Referat über die drei Bände dieses Bestsellers – »unter den jetzigen Umständen« so »schlecht erzogen und so äußerst verderbt« (konkret: verlogen selbst unter Eid), dass »Europäische Begriffe von Gerechtigkeit« nicht »anwendbar« sind. Schuld ist die britische Regierung, die, Unabhängigkeitsbestrebungen befürchtend, sich bisher dagegen gesträubt habe, höher Gebildete und professionell besser Ausgebildete sowie angemessen über Indien Informierte auf längere Zeit in die Kolonie zu schicken, die die Einheimischen beeinflussen, nämlich bilden und zivilisieren würden, was den üblichen »Zugvögeln« nicht gelänge (c:15–16^v). Belehrbarkeit würde jedoch die Abkehr vom kulturellen Traditionalismus voraussetzen.

Beispiele für die unbeugsame intellektuelle Rückständigkeit der Hindus, die »wie ihre Voreltern vor Jahrtausenden« leben, wie Sherer kolportiert (e:96^v), liefern weitere Landeskenner. »Der Dorfschulmeister lehrt die Kinder Buchstaben in den Sand mahlen, und auf große getrocknete Blätter schreiben und rechnen« (e:96^v). »Man kann die Hindus fast niemals vermögen, die Handthierung ihrer Voraltern [sic] gegen eine andre zu vertauschen. Diese Anhänglichkeit geht soweit, daß sie sich schwer entschließen das väterliche Handwerk in irgendeinem Punkte zu verbessern.« A. Deane, die so paraphrasiert wird, versuchte einen »Hindu-Bäcker« dazu zu überreden, einen »gewissen Fladen« zu backen, für den sie ihm auch Kunden und damit zusätzliche Einkünfte zu verschaffen versprach – vergeblich, denn der Vater des Bäckers »buck nie solche Kuchen, mein Großvater auch nicht, warum sollte ich mich denn unterstehen es zu thun? Mein Großvater hatte sechzehn Kinder, mein Vater hatte vierzehn Kinder, ohne dergleichen Kuchen zu backen, und ich möchte mich nicht von ihnen unterscheiden« (g:11). Hinter solcher »der Völkerkunde sehr willkommenen« Auskunft steht zweifellos der berufliche Zwang der indischen Kasten, von denen bei Hüttner nur *en passant* die Rede ist außer in seiner ausführlichen Wiedergabe von Abbé Dubois' Bericht über die grundsätzlich vergebliche Missionierung der Hindus in seinen »Letters on the State of Christianity in India« von 1823 (g:140^v–143^v), die Goethe in der deutschen Übersetzung von 1824 zusammen mit einer Reihe von anderen Veröffent-

59 Ebd., S. 185.

lichungen über die intensive Mission in Indien in seinen Bücherregalen stehen hatte. Seine Lektüre galt jedoch laut Tagebuch vom 30. Dezember 1823 der englischen Original-Fassung (WA III 9, S. 161). Der Fehlschlag des »Bekehrungsgeschäfts« von zweiunddreißig Jahren führte in die Aporie der Unverständlichkeit und Nichtmittelbarkeit, wie sie heutige Poststrukturalisten nicht krasser vorstellen könnten (s. auch h: 53^v). Und zwar spielt auch da das hinduistische Kastenwesen eine Rolle nebst anderen »Vorurtheilen« der »abscheulichen Religion« mit ihren »höllischen« Gottheiten: die in der Bibel gutgeheißene Schlachtung von »hochheilig geachteten« Ochsen und Kälbern ist »ein Greuel«, verboten ist der zum Abendmahl gehörige Genuss von Wein. Vor allem aber: Jesus, der Zimmermannssohn, und die Fischer unter seinen Aposteln gehörten zwei der »niedrigsten und verworfensten« Kasten an und »unbegreiflich« sei den Hindus, »daß alle Menschen vor Gott gleich seyen und daß ihm der Brahmin nicht mehr gelte als der hier verschmähte Pariah«. Weder christliche Barmherzigkeit noch die »Stimme der Menschlichkeit«, die selbst ein Thoas zu vernehmen imstande war, findet da einen Widerhall; Versuche der Europäer, solche »Vorurtheile [...] auszurotten«, hätten das Gegenteil bewirkt: das »Verbrennen der Witwen« habe sich daraufhin »außerordentlich vermehrt«.

Mit den Stichworten Kasten und Witwenverbrennung ist bereits das Thema des Horrors im »Leben in Indien« angeschlagen, der in der Sicht der Europäer die Reste der hohen Kultur in der Gegenwart umschattet. Federführend ist da ausnahmslos die sittliche Entrüstung. Der um Vertrauen werbende Buchtitel »Fifteen Years in India« des Tagebuchs eines anonymen »Officer in His Majesty's Service« (Robert Grenville Wallace) enttäuscht zwar auch wieder durch die monomane Verurteilung des »Characters der Hinduhs«. Sie seien, zitiert Hüttner, »im ganzen genommen äußerst verderbte Menschen«, sie lügen, schwören Meineide, in Benares lebten vierhundert davon, dass sie »falsches Zeugniß vor Gericht gaben«, die »allerschrecklichsten Verbrechen« sind an der Tagesordnung, auf Wallfahrten werden Menschen geopfert, Kinder werden (vermutlich ist gemeint: bei der Geburt) »umgebracht«, Witwen verbrannt, zum Selbstmord wird »aufgemuntert« (g:86^v–87). Kranke wurden, wie bereits aus anderer Quelle erwähnt, »oft« von Verwandten im Ganges »ersäuft«, Leichen in den Fluss geworfen, weil den Angehörigen das für den Scheiterhaufen erforderliche Holz zu teuer ist (h:5–5^v) – ganz anders die erwähnte Pietät der Mohammedaner ihren

Toten gegenüber. Diebstahl, nicht nur der von »Räuberbanden«, ist ein wiederkehrendes Motiv in solchen Litaneien; das Referat über das süd-indische Tagebuch des Kavallerie-Offiziers Digby Mackworth, das geführt wurde, um sich ein Bild von den »Christlichen Gemeinden« zu machen, beschreibt fast ausschließlich seitenlang einen cleveren Diebstahl von Gewehren aus einem Militärzelt; »das Buch ist voll nützlicher und angenehmer Nachrichten« (g:157^v; g:10; g:146–147^v). Nicht weniger ausführlich geschildert wird anhand von zwei historischen Fällen die berechnende Grausamkeit der indischen Fürsten untereinander. Sie bilden den damals wie heute schwer vorstellbaren Höhepunkt der brühwarm aus London gelieferten Vergegenwärtigung der physischen und emotionalen Barbarei im Land einer in Dichtung und Architektur noch überlebenden hohen Kultur:

Über James Grant Duffs dreibändige »History of the Mahrattas« (1826) hört man bei Hüttner, dass die Geschichte dieses »merkwürdigen Volkes« (Abb. 7) bis vor hundert Jahren, als sie mit der »Englisch Ost-indischen verflochten« wurde, »blos eine Reihe auffallender Gemälde von Kämpfen, religiösen Schwärmereyen, politischen Ränken, Abenteuern, Verräthereyen, Blutvergießen und Glückwechseln« gewesen sei. Doch alles was auf diese weniger als eine halbe Seite ausmachende Information folgt, ist eine sechs Seiten lange, »mit größtem Vergnügen« zu lesende »Erzählung« von einer ausgesucht tückischen, in allen Details geplanten Ermordung eines gegnerischen Khans, der sich um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu einer vereinbarten friedlichen Zusammenkunft mit Sivaji, dem hinduistischen Begründer der Maratten-Herrschaft, unter freiem Himmel einfand, wo ihm der Hindu bei der Begrüßungsumarmung seinen Dolch in den Leib stieß (j:126^v–130). Eher seelisch statt politisch akzentuiert ist die Grausamkeit unter indischen Fürsten in John Malcolms Rechenschaftsbericht über seine leitende Verwaltungstätigkeit in Zentralindien. Zwei Rajahs arrangieren eine »Wiederversöhnung«, wobei »man glaubte«, die Ehre beider Parteien erfordere den Tod der Tochter des einen, der »Prinzessin«; ihre Familie treibt dazu an, bis das Opfer sich zum Selbstmord zwingen lässt. Das mag Wasser auf die Mühle des imperialistisch gesinnten Verfassers sein, der davon überzeugt war, die Konflikte der Fürsten untereinander hätten die »Europäischen Eroberungen beschleunigt, ohne daß England dazu mitwirkte«; nicht von ungefähr spielt Malcolm einen »Häuptling« in den Vordergrund, der dem Vater der Prinzessin, aggres-



Abb. 7. A Mahratta (wie Abb. 5).

siv Vorwürfe macht, die den englischen Bemühungen, »Aufklärung« zu verbreiten und zu »civilisieren«, den Boden zu bereiten angetan sind ebenso wie Malcolms Loblied auf die »gerechte« Hindu-Fürstin (g:156–157^v).

Schließlich das in Hüttners Berichten über Reisebeschreibungen u.ä. oft, wenn auch eher flüchtig wiederkehrende unvermeidliche Thema der Witwenverbrennung, von der Malcolm behauptete, sie werde in seinem Amtsbereich »immer seltener« (g:157^v). Diesem Brauch, dem Suttee (Sati), ist eine Dokumentation des Unterhauses gewidmet, die Hüttner in der Zeit der Weimarer Bestellliste, 1823, angeboten hat in einem Report, der mit dem üblichen, die Bestellung signalisierenden

Anstrich und der Randnotiz »Ist noch nicht da« versehen ist (g:168^v–169^v): »Papers Relating to Hindoo Widows. Copies of all Communications Received from India, since the 10th July, 1821, Relative to the Burning of Females on the Funeral Piles of their Husbands. Ordered by the House of Commons to Be Printed, 19th June, 1823«. Zu den von Hüttner vermerkten »äußerst tragischen Geschichten« (krasser noch als die in Weimar verhandelte Aufsehen erregende Hinrichtung einer Kindsmörderin) gehört u.a., dass »mit dem Aussatze behaftete Eltern [...] von ihren Kindern forderten, lebendig begraben [...] zu werden«. Was die Opferung der Witwen, das *non plus ultra* der landesüblichen Grausamkeit, angeht, so geschieht sie »gar oft« »nicht aus freyem Willen«, vielmehr sucht man die Unglücklichen durch »betäubende Sachen dahin zu bringen«. Suchten die Opfer zu »entlaufen«, wurden sie »von ihren unmenschlichen Verwandten auf den Scheiterhaufen zurückgeworfen«. »Manche dieser Wittwen sind nicht älter als 9 oder 10 Jahre.« (Abb. 8)

Das Gesamtbild von der indigenen Bevölkerung des »ungeheuren Reichs« (d:73^v) und ihren Lebensbedingungen, das Goethe sich auf Grund von Hüttners Berichten (und keinen anderen, etwa Humboldts Mitteilungen vergleichbaren Quellen) machen konnte, ist in seiner widerspruchsvollen Reichhaltigkeit kaum auf einen Nenner zu bringen. Eine Art vorläufige Zusammenschau (siehe auch unten S. 70–73) mag jedoch Hüttners summarische Auskunft über den dreibändigen (anonymen) Roman »Pandurang Hari, or Memoirs of a Hindoo« (1826) von William Browne Hockley bieten, von dem Goethe zwei Bände des aus der Bibliothek ausgeliehenen englischen Originals, sichtlich gefesselt, an zwei aufeinanderfolgenden Tagen Ende April 1826 gelesen und, ebenso ungewöhnlich, noch Monate später, im Oktober 1826, nachdrücklich empfohlen hat in einem Brief an den Verleger der deutschen Übersetzung (Breslau: Max, 1826): was Karl August Böttiger in seinem Vorwort sage, sei »nicht vollkommen gerecht zu nennen; eine empfehlende Einleitung hätte allerdings milder seyn sollen« (WA III 10, S. 186 f.; IV 41, S. 197). Seine eigene Empfehlung war »sehr interessant als Schilderung des Lebens in Indien« (s. Anm. 28). Hüttners Referat lautet *in toto*:

Dies Gemälde ostindischer Sitten und Denkungsart ist zur Kenntniß von Ostindien ein merkwürdiges und zu gleicher Zeit ein unterhal-

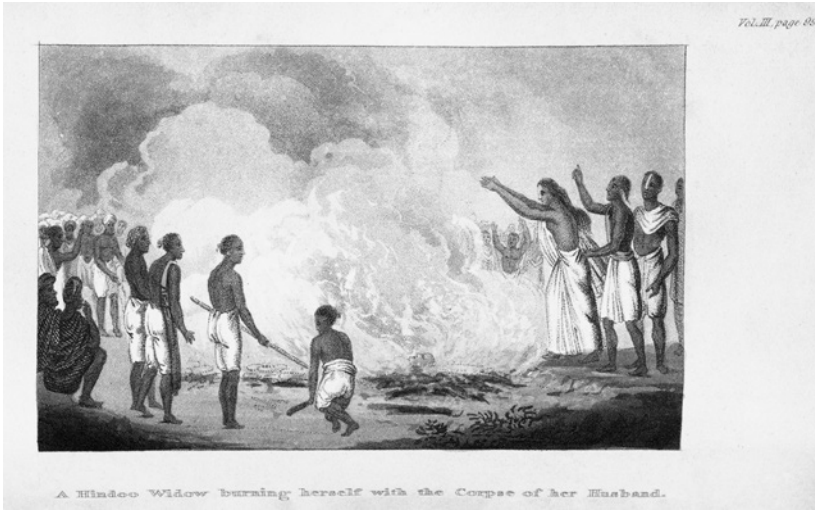


Abb. 8. *A Hindoo Widow burning herself with the Corpse of her Husband*
(wie Abb. 5).

tendes Buch. Pandurang Hari, dessen Abenteuer hier erzählt werden ist ein Hindu von vornehmer Caste. Durch frühes Unglück wird er seines Beschützers beraubt und schlecht erzogen; er muß sich daher mit Mühe durchwinden und mit Maratten, Mohamedanern, Pindaris [...] und andern Stämmen umgehen lernen. Die tiefe Kenntniß, welche der Verfasser von dem Character, der Religion und den Vorurtheilen dieser verschiedenen Völkerschaften an den Tag legt, konnte nicht anders als durch einen langen Aufenthalt in Ostindien erworben werden. Man wird dies Buch bald in mehreren Sprachen gern lesen. (j:37^v)

VIII. Die britische Herrschaft *Ausbeutung oder »the White Man's Burden«?*

»Die Regierung«, heißt es in den offiziellen »Papers Relating to Hindoo Widows« von 1823, habe versucht, »den Unfug [der Witwenverbrennung] zu verbieten«, offenbar ohne landesweiten Erfolg; im Gegenteil,

der Missionar Dubois, der es aus jahrzehntelanger Erfahrung wissen konnte, versicherte, es sei damit noch schlimmer geworden (s.o. S. 57), während der für Mittel-Indien verantwortliche hohe Verwaltungsbeamte Malcolm vermeldete, »die Verbrennung der Wittwen wird in Mittel-Indien immer seltener« oder gar »sehr selten«, und zwar sei dies, wie auch die Abschaffung der Sklaverei und des »Kindermords«, durch »die Brittische Regierung [...] bewirkt« worden. (Ähnlich Walter Hamilton über die Tötung neugeborener Mädchen, d:77.) Solche Reformen gehören für ihn, den Generalmajor, der er auch war, zu den »wenig[en] Beyspielen in der Geschichte, daß Länder so verbessert worden sind, als Mittel-Indien von den Engländern« (g:157^v). Der Empire-Apologet bekennt sich damit zu der erwähnten, in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts eintretenden oder doch postulierten Wende von wirtschaftlicher Ausbeutung der Kolonien zur »mission civilisatrice« englischen Stils als Rechtfertigung eines Imperialismus, der sich als moralisch verpflichtet versteht, Kiplings »the white man's burden« der Zivilisierung und »Aufklärung« (g:154^v) im westeuropäischen Sinne als humanitäre Verpflichtung auf sich zu nehmen (s.o. S. 35). Für die Überzeugung, dass dies gelingen werde, sprechen bei Hüttner manche Stimmen, besonders nachdrücklich die programmatische von James Mill, dem hochrangigen Funktionär der East India Company und Verfasser der »History of British India« (1817), die eine Art Handbuch für den Colonial Service wurde. Unüberhörbar ist aber auch auf Hüttners Quartseiten von sozialpolitischer »Unterdrückung« der einheimischen Bevölkerung und von der einträglichen Ausnutzung ihres Arbeitspotentials die Rede. Summarisch meint etwa Walter Hamilton in seinem »systematischen« Indien-Kompendium, dass es ein »günstiger Beweis für die Brittische Regierungsart« sei, dass sie es fertig brächte, 83 Millionen Inder mit weniger als 40 000 Europäern (und indischen Truppen) zu »regieren« (Abb.9) – »wenn gleich nicht geläugnet werden mag, daß hier und da Unterdrückungen vorgefallen seyn mögen«. Greifbare Beispiele gibt er nicht, außer dass er *sine ira* haargenau beziffert, wie hoch die »Einkünfte« waren, die die Regierung 1817–18 in Hindostan »erhob«, nämlich fast 20 Millionen Pfund Sterling. Allenfalls bringt er noch den Luxus der »Regierungsbeamten« in Calcutta zur Sprache, die sich »gleichsam« mit »Höflingen« umgeben und in der »kalten Jahreszeit an jedem Tage mehrere [»Gastmale« für] 30 bis 40 Gäste« inszenieren (d:73–75). Bemerkenswert ist überdies, dass ausge-



Abb. 9. 1. A Seapoy in the native dress. – 2. A Hindoo soldier. –
3. A Brigbani (wie Abb. 5).

rechnet der Empire-Enthusiast Mill, der so nachdrücklich für die humane Zivilisierung Indiens plädiert, in seiner Schuldzuschreibung an die englische Regierung heftiges Geschütz nicht nur gegen die politisch motivierte Versäumnis von Bildungs- und Ausbildungsaufgaben auf-führt, sondern auch gegen die ganz konkreten »unbestraften Missethaten« und »Mißbräuche« des erpresserischen Regimes von Warren Hastings und Lord Clive. Das war zwar in den sechziger bis achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, aber diese »Staatsverbrechen« »dauern noch immer fort, und der Himmel weiß, was für Unheil sie noch dem Brittischen Reiche zuziehen werden«. Um zu zeigen, »was

für eine Kette von Unterdrückungen und Erpressungen diese Geschichte darbietet«, zitiert er Äußerungen von Edmund Burke über den »himmelschreyenden Prozeß« gegen Hastings zum Thema der Verrätereien, Vertrauens- und Kontraktbrüche und anderen von der East India Company verübten »Gräueln« und betont, dass die Regierung in der Gegenwart alles unternehme, um zu verhindern, dass die Kunde von solchen »Mißbräuchen« an die große Glocke gehängt würde, vielmehr auch weiterhin »keinen Anstand« nehme, »sich dieses reichen Landes zu bemächtigen«. »Alle Verbrechen haben sich seitdem vermehrt, weder Personen noch Eigenthum sind mehr sicher vor den Räuberbanden« (c:13–15).

Wie James Mill 1818 so entwirft auch der andere lautstarke, doch anders als Mill aus Erfahrung sprechende Imperialist, John Malcolm, 1823 die aufgeklärt humane verwaltungspolitische Alternative zu den noch andauernden, noch zu beseitigenden Missständen: »lieber civilisiren als unterjochen«, »ruhig und mit Umsicht bessern«, »Verbreitung der Aufklärung« (g:154^v). Anders als der Programmatiker Mill glaubt der Verwaltungschef Malcolm aber, diese Lösung sei bereits weitgehend verwirklicht, Indien sei »von den Engländern« in historisch herausragendem Triumph »verbessert« worden (s.o. S. 62). Aber wie wäre das geschehen? Nicht im Wege eines Diktats, sondern dank der auch weiterhin erforderlichen »Mithülfe« der Einheimischen bei den nötigen Reformen. Vielsagend ist da aber die Genauigkeit: Kooperation gründet nicht nur auf »Zutrauen«, vielmehr auch auf »Gehorsam« gegenüber den Erfordernissen des Empire! Und beides könne man »blos dadurch erwerben, daß wir mit unsern Unterthanen (!) Umgang pflegen« (g:154). Noch ein fernes Echo von »Unterdrückung«?

Wie es auch sei in diesem Fall: hinein spielt hier auch, ähnlich wie bei Mill und Walter Hamilton, das schlechte Gewissen hinsichtlich der kolonialistischen Vergangenheit, wenn nicht gar Gegenwart. Während Hamilton die Schuld für die Expansion des Empire von Cap Comorin bis Tibet dem Zwang zur Selbstverteidigung gegen aggressive Nachbarn oder selbst der »Vorsehung« zuschreibt (d:73^v–74), beteuert Malcolm (wofür Hüttner auf »besondere Aufmerksamkeit« dringt): die Engländer seien »schlechterdings gezwungen worden sich in dem ungeheuren Indien die Oberherrschaft anzumaßen, und diese kann auf keinem festen Grunde stehen, wenn Indien nicht einer allgemeinen Ruhe genießt« (g:154). »Die Eifersucht und gegenseitige Erbitterung der Indi-

schen Fürsten haben die Europäischen Eroberungen beschleunigt, ohne daß England dazu mitwirkte« (g:156).

Schlechtes Gewissen hin oder her: es bleibt für Malcolm dabei, dass die englische Herrschaft mittels »Aufklärung« und »Umsicht« eine signifikante Verbesserung des Lebens in Indien herbeigeführt habe, »ohne einen Schuß zu feuern« (g:157^v), was den Briten nach dem unvermeidlichen, eben durch die Aufklärung bewirkten Ende ihrer Machtausübung »hohen Ruhm« einbringen werde (g:154^v). Die Einschränkung der Suttees (Satis) und der Fehden der Nabobs, die Ausrottung der Räuberbanden, die Abschaffung der Sklaverei und des Kindermords, das Anwachsen der »Einkünfte« – »alles dies, welches am Tage liegt, hat die Brittische Regierung in Mittel-Indien bewirkt« (g:158). Sherer bestätigt es den »fire-side travellers at-home« von der Sicht der Inder her, ohne, anders als Mill und Malcolm, ein politisches Agendum zu betreiben, mit der »gar wichtigen« Bemerkung über den »moralischen Einfluß der Engländer die, im ganzen genommen, eine hohe Meinung von sich bey den Eingebornen erregt haben« (e:97). Ob sich in Hüttners sonstigen Indien-Bildern Gründe dafür abzeichnen, bleibt zu fragen (Abschnitt IX). Damit ist, vorweg bemerkt, ein in letzter Zeit hochaktuelles Thema berührt: der Vorwurf nämlich, dass es sich bei der Ideologie der Zivilisationsmission um nicht eingelöste Rhetorik gehandelt habe, während in der kolonialen Wirklichkeit in Indien und sonstwo Gewalt, Unterdrückung und Ausbeutung herrschte. So Caroline Elkins, ›Legacy of Violence. A History of the British Empire‹ (New York 2022) und Sathnam Sanghera, ›Empireland. How Imperialism Has Shaped Modern Britain‹ (London 2021) als Kritik an der Empire-Apologie von Niall Ferguson, ›Empire. How Britain Made the Modern World‹ (London 2003) und am verbreiteten, quasi offiziellen britischen Geschichtsbewusstsein.

IX. Lifestyle der kolonialen Gesellschaft Elite oder Parvenüs?

Wenn, wie die Empire-Enthusiasten unter Hüttners Gewährsleuten überzeugt waren, die menschenfreundliche Zivilisierungs- und Bildungspolitik und damit der »moralische Einfluß der Engländer« spätestens in den Jahrzehnten, in denen sie ihre Erfahrungen oder Auskünfte sammelten, wie auch in der unmittelbaren Folgezeit, erfolgreich waren

oder sein würden, dann dürfte man erwarten, dass die Einheimischen mit britischen Militärs, Verwaltern und Politikern von Niveau, gediegener menschlicher Qualität, hohem Bildungsstand und entsprechendem Verantwortungsbewusstsein Kontakt hatten (»Umgang« in Hüttners Mill- und Malcolm-Referaten). Die Aufrichtigkeit der Kulturimperialisten vom Schlage Malcolms und Mills vorausgesetzt, die (nach heutigen Begriffen paternalistisch) »Aufklärung« und »Besserung« pauschal konstatieren oder verheißen, sind jedoch die lebensfrischen Nahaufnahmen der weniger idealistisch visierten alltäglichen Praxis und Realität aufschlussreich, die andere von Hüttners Zeitzeugen zu Goethes Gesamtbild von diesem »Puncte der bewohnten Welt« beisteuerten (WA IV 47, S. 31).

Manches Einschlägige wurde bereits in anderem Kontext gestreift. Wie zu erwarten, bemühen sich die kurz- oder langfristig im »wunderseltsamen Indien« (e:96) stationierten Briten um einen betont englischen Lebensstil, separat von den Einheimischen, selbst wenn »einige reiche« von ihnen immerhin in ähnlichen, »nach Englischer Art gebauten« Domizilen zu Hause sind (h:2^v). Keineswegs aber ist der englische Lifestyle, besonders nicht für das Gros der rasch neu reich werdenden, bei ihrer Ankunft »gewöhnlich 18 Jahre alten« (d:76^v) und (wie Burke im Prozess gegen Warren Hastings monierte) eher unbedarften und unreifen Angestellten der Regierung und der East India Company, unbedingt der gewohnte, vielmehr der einer eigenmächtigen Beförderung in eine eher vom Hörensagen bekannte Klasse, sagen wir: in die der Gentry mit ihren Landhäusern oder Stadtpalais oder in die der ihr nacheifernden »captains of industry«. Schließlich sind sie umgeben von in Überfülle verfügbaren »dienstbaren Geistern in weißen Anzügen« aus der Grashütten-Welt des indischen Elends, denen gegenüber die ungeniert über ihre Verhältnisse lebenden Sahibs »den großen Herrn spielen« (e:96). Nur spielen, denn wie sich die wahren großen Herren, die indischen Fürsten, inszenieren, wurde ja bereits deutlich etwa in Hüttners Beschreibung des glanzvollen Besuchs des Nabobs von Lucknow bei dem englischen Residenten oder auch in dem Angebot eines anderen Fürsten, einem britischen Gouverneur ohne weiteres Millionen Rupien zu leihen. Dass der Gouverneur von Bengalen in Calcutta »fürstlich« residiert (h:2) und »Regierungsbeamte« sich dort, wie gesagt, »gleichsam« mit »Höflingen« umgeben, spricht in diesem Zusammenhang Bände.

Stichwort für den englischen Lifestyle in Indien ist in Hüttners Texten nicht die »sittenlose Aufführung der Europäer in ganz Indien«, die, so der Abbé Dubois, das Christentum in Verruf gebracht habe (g:141^v), sondern der (übertriebene und ostentative) Luxus, der oft *expresso verbo* vorkommt. Damit wird ein Thema angeschlagen, für das die Aufklärung hellhörig war. Schließlich leben nicht nur die Nabobs in der »Pracht« von »Palästen«, sondern auch die Haute Volée der Regierungs- und Handelskreise; die »Englische Stadt« innerhalb von Calcutta ist eine »Stadt der Paläste« englischer Inspiration (h:2^v).

Wie also gestalten die Landfremden in diesem Habitat ihre *vie en rose* englischen Stils? Hier ein paar groß herausgespielte Erscheinungsformen ihrer bei Hüttner stets nachdrücklich geselligen statt beruflichen Daseinsweise. Von dem besonders regen indologischen Gelehrtenleben in den produktiv geisteswissenschaftlichen Gesellschaften der Engländer auch und gerade in Calcutta als herausragendem Kulturzentrum (nicht nur um William Jones) ist bei Hüttner ebenso wenig die Rede wie von sonstigen intellektuellen Projekten. Stattdessen hört man von Muße im Gewimmel von Bedienten, Urlaub in den kühleren »hill stations«, Landpartien mit oder ohne Raubtier-Jagd, extravaganten Reisen und städtischer Kulturpflege des low- bis middle-brow-Niveaus mit Evenements von (kaum besuchten) Theateraufführungen bis hin zum Heiratsmarkt und zur Modenschau der *beau monde*.

Was es selbst für Personal gewohnte Briten bedeutet, auf Schritt und Tritt von »Schaaren von dienstbaren Geistern« umsorgt zu sein, beschreibt der »gebildete Offizier« Sherer: im Schmuck ihrer goldenen und edelsteinernen Ohrringe und großen silbernen Siegelringe sind sie alle »emsig«, aber jeder nur auf seinem Zuständigkeitsgebiet: »Einer barbiert den Sahib; ein anderer reibt und preßt ihm behaglich die Glieder und Gelenke; ein dritter gießt Wasser auf die Hände und ein vierter wäscht sie. Andre waschen ihm die Füße, und endlich kleidet man ihn an, wie ein unbehülfliches Kind« (e:96). Unverkennbar kommen die englischen Parvenüs in den Genuss der besonderen Variante der servilen Fürsorge, die unter Inländern für Fürsten und Nabobs üblich ist (s.o. S. 51). Gelegenheiten für solche exotische Verwöhnung boten die Wochenend- oder Ferienaufenthalte in den höher gelegenen kurortähnlichen Zufluchtsorten mit ihren englischen Landhäusern und Parkanlagen, die schon erwähnt wurden (s.o. S. 42), und herrenreiterliche Landpartien, wie eine gleich im Anschluss an die Aufzählung der Die-

ner-Spezialitäten miterlebbar wird. »Eine Stunde vor Tagesanbruch besteigt man das Pferd, reitet langsam fort und erreicht den bestimmten Platz, ehe die Sonne lästig wird. Man findet ein kleines Zelt aufgeschlagen, in welchem das Frühstück auf dem Tische bereit steht. Ochsen und Träger bringen das große Zelt nach, sammt Sofa und Gepäck, und vor 9 Uhr kann man fertig angezogen seyn, um zu lesen, zu schreiben, oder zu zeichnen. Matten aus wohlriechenden Wurzeln des [?]grases geflochten werden vor die Thüre des Zeltes nach dem Winde zu gehangen und unablässig befeuchtet, so daß sie, selbst während des heißesten Windes eine kühle, frische Luft erzeugen. Meistens wird um drey Uhr gespeist. Abends reitet oder fährt man viel. Der Jagdliebhaber findet immer etwas zu seinem Vergnügen« (e:96–96^v) – wenn nicht mit Hunden, dann mit Elefanten, Leoparden und Pantheren.

Der *fête champêtre* oder dem *déjeuner en dehors* englischen Stils entspricht in den Städten die wettbewerbliche Inszenierung eines Gastmahls. Die Dinnerparties für dreißig bis vierzig Personen, von denen es in der »kalten Jahreszeit« in Calcutta jeden Tag gleich »mehrere« gibt, sind die Krönung eines sonst unbemerkenswerten Tages. Aufgestanden vor Sonnenaufgang, um die Morgenfrische zu genießen, nimmt man um die Mittagszeit eine »Erfrischung« zu sich, dann zwei bis drei Stunden Siesta. »Die Hauptmahlzeit«, so geht es gleich weiter in Hüttners Schilderung des üblichen Tagesablaufs, »findet gemeiniglich nach Sonnenuntergang statt, so daß die Gäste nothwendigerweise bis Mitternacht aufbleiben. Die Speisen sind köstlich und im Überfluß, und da man sie wegen der Hitze des Climas nicht aufbewahren kann, so müssen sie zuletzt meistentheils den Pariah-Hunden und Raubvögeln vorgeworfen werden« (d:75–75^v).

Reisen sind eine extreme Erscheinungsweise des britischen Luxus indischen Stils. In seinem »Prachtwerk« »A Picturesque Tour along the Rivers Ganges and Jumna« verrät der Oberstleutnant Forrest, »was zu einer bequemen Reise [in »diesem großen Reich«] erforderlich ist«, nämlich für sieben »Hauptpersonen« drei Elefanten zum Reiten und Jagen »nebst Führern«, vier zum Tragen von zwei großen Zelten, »jedes 18 bis 20 Centner schwer«, »zweyhundert Bediente und Gehülften« und eine »Wache von 40 Sipahis oder Hinduinfanterie, nebst einem Hindu-Offizier« (i:33^v–34).

Eine Fundgrube für die eher alltägliche Routine mit ihren mehr oder weniger gehobenen »Wonnen der Gewöhnlichkeit« ist Walter Huggins'

›Sketches in India‹, die Hüttner auf nicht weniger als acht Quartseiten referiert (h:1–6), weil es unter den vielen alljährlich erscheinenden Büchern über Indien bisher keins gegeben habe, das »das häusliche Leben der Europäer befriedigend schilderte«. Eben das gelänge Huggins, der nun endlich Kenntnis vermittele von dem »geselligen Ton [...], und [den] Gewohnheiten, Gebräuchen und Ergötzlichkeiten der Europäischen Einwohner«. Über die Sitten, Religion und selbst das »häusliche Leben« der Hindus wisse man mittlerweile ebenso viel wie über die der europäischen Völker, aber so gut wie nichts über »das Treiben und Thun der Britischen Einwanderer und ihrer zahlreichen Kinder«.

Huggins' Beobachtungen richten sich überwiegend auf Calcutta, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks (einer der drei »Präsidentschaften« in Indien). Schon die Rede war von »Elend und Pracht« dort: Die »Englische Stadt« innerhalb Calcuttas ist »die Stadt der Paläste«, einschließlich derer der Regierung; aber auch ein bloß »angesehener Mann« lebt in einem stattlichem Haus, umgeben von einer »Säulenreihe, welche es sehr zierte« – und nicht weit von den Bambus-, Lehm- und Grashütten der Hindus. Das Leben der Briten in dieser ungleichen Welt ist ein Trubel der Geselligkeit. Vorbei sind die Zeiten der Mesallianzen von Männern »von hohem Stande« mit englischen Mädchen, »die in ihrem Vaterlande zu einer sehr niedrigen Volksklasse gehörten«. Mittlerweile sind »Europäerinnen in Menge zu haben«, und »viele [...] Britinnen haben nur wenige Liebhaber aufzuweisen. Ihr Hauptaugenmerk ist natürlich unter die Haube zu kommen, [...] an Liebe wird wenig oder gar nicht gedacht. Eine berühmte Schönheit« sieht auf »Rang, Amt und Aussichten«. Der Heiratsmarkt in diesem »brennenden Clima« »treibt [Mädchen indisch-englischer Abstammung] mächtig an [...] alle Netze auszuwerfen um eine gute Parthie zu treffen«, und zwar schon »in einem so frühen Alter, wo in Europa das Mädchen beynahe noch mit der Puppe spielt«.

»Die öffentlichen Belustigungsorter in Calcutta sind der *course*, die Tanzsäle und das Theater. Der *course* ist ein schöner breiter Fußweg, welcher in die Vorstädte geht, und auf welchem die schöne Welt sich des Abends sehen läßt. Hier fahren [...] Londons Kutschen [...] voll von wohlgekleideten Herrschaften«, »jungen Stutzern« und Damen mit Straußenfedern am Hut, die »ihre Reize zur Schau tragen«.

Auf den »glänzenden« Bällen sieht man »alles was die höheren Stände an weiblicher Schönheit und Grazie aufzuweisen haben«. Mit

dem Theater ist weniger Staat zu machen, es ist unrentabel, zu teuer für »Leute von mäßigen Einkünften«, für die es andere »Belustigungen in Menge« gibt, während die »Mittelklasse« ihre Bälle und Gastmahle hat und die »vornehmen Stände« ihre Abendgesellschaften lieben, bei denen »königlich bankettirt« wird, was sie »von dem regelmäßigen Besuche des Theaters« abhält. Diese Kreise geben den Ton an; die Polizei »taugt wenig«, weil »Ansehn der Person zu viel gilt«. Von »moralischem Einfluß der Engländer«, von auch nur mäßig anspruchsvollem Interesse an der eigenen Bildung und Kultivierung mit oder ohne Blick auf Indien ist nichts zu spüren und erst recht nichts von der Wahrnehmung eines reformfreudigen »Zivilisierungs«-Auftrags gegenüber den Einheimischen, für den die »White Man's Burden«-Verkünder den Mund vollnehmen.

X. Der Gast in der Fremde Goethes Indien-Bild zwischen Aneignung und Ausgrenzung

»In Indien möcht' ich selber leben«? Die Fremde, in die sich Hüttners Berichterstatte versetzt sahen, mag oft auf sie gewirkt haben wie auf Spätere ein Gemälde von Henri (»Douanier«) Rousseau, wo Tiger oder andere Raubtiere in tropisch üppiger Vegetation lauern, um Menschen zu »zerreißen« wie den Gendarmen Situ in Benares, seinerseits »eines der größten menschlichen Ungeheuer« (e:98). Hatte Ottilie in den »Wahlverwandschaften« jedenfalls im Hinblick auf die Kolonialbriten ein bisschen recht, als sie in der Tiefe ihrer Provinz (aber nicht ohne Goethes Verständnisbereitschaft aus globaler Perspektive)⁶⁰ meinte, in einem Land unter Palmen, »wo Elefanten und Tiger zu Hause sind,« änderten sich »gewiss« die »Gesinnungen« und man werde ein »anderer Mensch«? Wie also ordnen sich die vielerlei Aspekte der Begegnung von Ost und West in Hüttners »Sittengemälden«, wie er manchmal sagt, zu dem Gesamtbild, das er Goethe vom gegenwärtigen »Leben in Indien« verschaffte? Und wie könnte Goethe darauf reagiert haben?

»Iphigenie auf Tauris«, Goethes einziges Paradigma eines Encounters von Europa und Asien, ja: eines veritablen »clash of cultures«, wie wir heute sagen, bietet sich an als Wegweiser zur Orientierung. Schon der

60 S.o. S. 14 und Anm. 16. Wahlverwandschaften, Teil 2, Kap. 7.

erste Blick jedoch fällt auf einen Unterschied: anders als das noch zu Iphigenies Zeit unvermindert barbarische Tauris des Thoas ist Indien nicht nur barbarisch (Stichwort Witwenverbrennung), sondern, vor allem in der atemlos bewundernden Schilderung der »Wunder« von Ellora, auch eine Stätte hoher Kultur. Allerdings ist das in Ellora betontere eine künstlerische Kultur statt eine humane im Sinne der Weimarer »Menschlichkeit«, deren Stimme, wie Goethes Drama lehren will, »jeder« höre, »geboren unter jedem Himmel«, *expressis verbis* sogar der Barbar. Doch auch für Kultur als »Menschlichkeit« gibt es bei Hüttner Beispiele, die Goethe an seine Hochschätzung indischer »Weisheit« in Dichtung und Philosophie erinnert haben werden. Das Paradebeispiel ist der ausgiebige Bericht über die stark in den Vordergrund gespielte hinduistische Fürstin, die sich als das Gestalt gewordene Weimarer Postulat »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut« verausgabte in ihrer selbstlosen Regententugend und in der Goethezeit großgeschrieben »Menschenliebe«. ⁶¹ Auch von der außerordentlichen Pietät der Mohammedaner gegenüber ihren Toten war in den Londoner Relationen zu lesen.

Aber diese beiden Erscheinungsformen hoher Kultur, die ästhetische und die humane, machen nicht das ganze an Goethe vermittelte Bild von Indien aus oder auch nur seine dominierenden Motive. Indien ist kein »Land der Griechen«, das Iphigenie mit der Seele sucht; nicht überall wird dort die Stimme der Menschlichkeit gehört: der Gendarm Situ ist ein »Ungeheuer«, Witwen werden verbrannt, Kranke von Angehörigen ertränkt oder lebendig begraben, neugeborene Kinder (Mädchen) getötet, auf Wallfahrten Menschen geopfert, andere »zum dort so gemeinen Selbstmorde aufgemuntert«; es herrscht oder herrschte bis vor kurzem Sklaverei, das Kastenwesen legalisiert immer noch menschenverachtende »Ungerechtigkeit«, Macht korrumpiert: Fürsten und andere Nabobs verüben sogar in der eigenen Familie ausgesuchte physische und seelische Grausamkeit, und selbst wenn nicht, inszenieren sie einen ostentativen Luxus, der obszön wirkt angesichts des ignorierten »Elends« einer überwiegend rückständigen, in gehaltlosen »Traditionen« »stagnierenden« Bevölkerung. Das Land der wilden Raubtiere ist

61 Vgl. Dagobert de Levie, Die Menschenliebe im Zeitalter der Aufklärung. Säkularisation und Moral im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Ideengeschichte des 18. Jahrhunderts, Bern und Frankfurt a. M. 1975.

ein Land verwilderten Menschentums. Dazu kolportiert Hüttner monoman verleumderische Urteile über den »Character« der Hindus: Verlogenheit gehört prominent dazu – offensichtlich eine Verallgemeinerung aus der nicht unverdächtigen Perspektive der zu Verständnis oder auch nur Aufmerksamkeit kaum bereiten Landfremden aus der vermeintlichen Hochburg der oft berufenen imperialistischen »civilization«. Wie also, fragt man sich nun, ist es in Hüttners und damit Goethes Indien-Bild auf der Gegenseite, der »gesitteten«, britischen, mit der »Moral« bestellt, die den Landfremden *verbatim* zugesprochen wurde (s.o. S. 65)?

Eine Iphigenie gibt es nicht unter den Europäern in Hüttners Indien; selbst der Missionar Dubois verzichtet auf seine Sendung, die Hindus von ihrer »abergläubischen« und »abscheulichen« Geistigkeit zu menschenwürdigeren Überzeugungen zu bekehren. Doch sind die ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts auch die Zeit der Wende im Selbstverständnis des britischen Imperialismus von kolonialem Raubbau zur Verbreitung von »Aufklärung« und Humanität (s.o. S. 35). Bei volkspädagogisch humanitären Reformern wie Mill und Malcolm lautet die Parole »civilisiren statt unterjochen«, also europäische Bildung und Ausbildung vermitteln. Abschaffung der genannten unmenschlichen Praktiken steht bei ihnen auf der Tagesordnung, und dass dieser »moralische Einfluss« bei den Empfängern geschätzt wurde, ist bei Hüttner ebenfalls als Paraphrase englischer Sicht zu lesen.

Dennoch drängte sich im Vorausgehenden mehr als einmal auch die Frage auf, auf welcher Seite die wahren Barbaren zu sehen seien: auf der »degenerierten« indischen (wie es im zeitgenössischen Diskurs oft genau hieß)⁶² oder auf der der britischen Zivilisations- und Kulturbringer in der Regierung und der East India Company. Wie es in »Iphigenie auf Tauris« Barbarei auf beiden Seiten gibt, im mörderisch fremdenfeindlichen Tauris und im Griechenland der mörderischen Atriden, so *mutatis mutandis* auch in der britischen Herrschaft in Indien, wie sie im Mutterland gesehen wurde. Goethes Vorwürfe an Lord Bristol haben ein Echo bei Hüttner: von nicht nur militärischer »Unterdrückung« war oft bei ihm zu lesen; Mill sprach von »Staatsverbrechen« und regierungsamtlicher Vertuschung von »Mißbräuchen« der East India Com-

62 S.o. Anm. 57.

pany. Ein Gouverneur hat die Pindaris »ausgerottet« (g:157^v). Dubois, der seinerseits den Hinduismus gern »ausgerottet« hätte, meinte, die »ungesittete Aufführung der Engländer« habe zum Hass der Hindus auf das Christentum »beygetragen«. Kulturell unbedarfte junge Leute spielen sich gegenüber ihren exotisch servilen »dienstbaren Geistern« als »große Herren« auf, quasi menschenverachtend auch sie. Die gehobenen Kreise kultivieren einen oberflächlichen, auf Eindruck berechneten Luxus, der, wenn nicht krass barbarisch wirkt, so doch angesichts des allgegenwärtigen Elends verantwortungs- oder taktlos.

Bilanz: Im Gesamtbild von Indien, das Hüttner Goethe auf Grund englischer Zeitzeugen bieten konnte, ist vom Weimarer Ideal der alle menschlichen Gebrechen »sühnenden« Menschlichkeit wenig zu spüren. Die »Natur des Menschen«, die Forster in der Fremde südlicher Breiten kennenzulernen glaubte, tendiert hier eher zu Unzulänglichkeit im weiten Spektrum von Menschlich-Allzumenschlichem bis hin zur *bêtise humaine*. »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut« war schließlich nur Postulat. Hätte Gauguin sich in Hüttners britischem Indien »Que sommes-nous?« gefragt, hätte die Antwort Kulturpessimismus nahegelegt oder zumindest Skepsis gegenüber Iphigenies Zuversicht. Skepsis war Goethe selbst bekanntlich nicht fremd, als er sein Drama von Thoas' Gesinnungswandel fünfzehn Jahre später »verteufelt human« fand. In Bezug auf Nicht-Europäer konnte er bei Hüttner auf keinen vergleichbaren Fall von Änderung der Gesinnung stoßen; der Missionar Dubois hielt die Abkehr der Hindus von ihren »höllischen« Gottheiten für so gut wie »unmöglich«, und die »Jahrtausende« alte nicht zuletzt auch sozial grausame Stagnation im Kastenwesen versprach auch keinen Wandel. Aber Ottilie hatte ja Europäer in der Welt der Tiger und Elefanten im Auge, als sie meinte, dort ändere man die Gesinnungen und werde ein »anderer Mensch«. Bei den Briten sieht es jedoch ähnlich aus. Die bei Hüttner als repräsentativ herausgestellten ungebildeten Kolonialbriten in Militär, Verwaltung und Handel haben ihre zivilisatorische Überlegenheits-Gesinnung nicht geändert: von Sympathie mit der fremden Kultur und interessiertem Eingehen auf sie kann in ihrem »Treiben und Thun« nicht die Rede sein. Die »Stutzer« und die »schöne Welt« in ihren »Londoner Kutschen« in Calcutta haben ihre banalen Interessen und »Ergötzlichkeiten« beibehalten, wenn nicht gar *nouveau riche* gesteigert. Anders die ganz vereinzelt aufgeschlossenen Lernbegierigen wie Seely in seinem Ellora-Erlebnis und Mill

und Malcolm als verantwortungsbewusste Reformer, die darauf bestanden, dass die Imperialisten auf die Dauer nur Gäste in der Fremde seien und somit verpflichtet, die bisherige paternalistisch bevormundende Kolonialpolitik zu revidieren, nämlich sich respektvoll vertraut zu machen mit der Kultur der Inder, um die Zukunft in Harmonie mit ihnen und ihrer Mentalität zu gestalten.

Was hätte Goethe zu solcher kulturellen Symbiose gesagt? Hätte er aus der (virtuellen) Erfahrung der Begegnung der Kulturen einen ähnlichen Schluss gezogen? Wie erlebt er das Weltbewohnen in Weimar? Die Horizonterweiterung gibt ihm den Anstoß zu erneuter Selbstvergewisserung, die den Encounter mit dem fremden Gegenüber bewältigt. Aber wie? Sein generelles Durchdenken der Alterität im »zweiten«, nämlich kulturellen »Entdeckungszeitalter«, sekundiert von manchen von Hüttners Mitteilungen, gibt die Stichworte für seine grundsätzliche Einstellung zur indischen Kultur – die ihn befremdete, aber für ihn auch »nichts Fremdes« war, ja: in Kalidasa einen »Seelenverwandten« hatte (s.o. S. 17 f.).

In seinem von ihm selbst gern als »isoliert« und »armselig« beklagten⁶³ seemöwenfreien Kleinstaat atmet er bei der Lektüre der Hüttnerischen Berichte den Duft der großen weiten Welt ein. Dabei bewahrt er sich eine Aufgeschlossenheit der Fremde und ihren Menschen gegenüber, die ihn trennt von den in seiner Zeit geläufigen Einstellungen: von dem aufs »Allgemeinmenschliche« fixierten Universalismus eines Großteils der Aufklärung, etwa Voltaires, wie auch von dem achselzuckenden Kulturrelativismus, etwa Herders (der dann *ultima ratio* wird in der poststrukturalistischen Reduktion von Erkenntnis oder Fremdverständnis auf Missverstehen, nämlich auf projizierende Vorstellungen, »representations« des Eigenen oder dessen Gegenteils).⁶⁴ Entsprechend vermeidet Goethe, gelegentlichem Anschein zum Trotz (WA I 41/2, S. 217 f.), sowohl die restlos assimilierende universalistische Aneignung des Fremden als das denn doch nicht ganz »Andere« wie auch die Ausgrenzung des Fremden als das Unzugängliche, Inkommensurable. Eine Aufgeschlossenheit (eingeschränkt allerdings durch die überwiegend ablehnende Einstellung zu den hinduistischen »Alter-

63 Zu Eckermann, 3. Mai 1827.

64 Dazu grundsätzlich die Einleitung zu Karl S. Guthke, *Der Blick in die Fremde. Das Ich und das andere in der Literatur*, Tübingen 2000.

thümern« in Kunst und Religion [WA I 42/2, S. 201]) wäre das bei Goethe, die die Selbstvergewisserung weniger bestätigt als aufstört, revidiert oder ergänzt durch die Wahrnehmung des Eigenen im Fremden und (von Montaigne im Kannibalen-Essai vorexerziert) des Fremden im Eigenen. Solche verständnisbereite Aufgeschlossenheit wäre ein Brückenschlag zwischen dem Ich und dem Anderen, dem Vertrauten und dem Fremden, wie ihn Georg Forster, atemlos »ausgefragt« von Goethe (WA IV 4, S. 61 f.), aus handgreiflicher Erfahrung in der Südsee vorgeführt hatte und die gegenwärtige Kulturanthropologie und Fremdwissenschaft entwickeln als Möglichkeit authentischer Begegnung über die Kulturgrenzen hinweg.⁶⁵ Im gegebenen Zusammenhang bedeutet solche Bewusstseinsrevision die nicht zuletzt auch Goethesche Wende von der humanistischen Bildung (die W.H. Bruford nicht ohne angelsächsisches Befremden als »self-cultivation« übersetzte)⁶⁶ zur Anerkennung der in England beheimateten globalen Bildung, die im »zweiten Entdeckungszeitalter« auch in deutschen Landen aufräumte mit ihrer von Lichtenberg anglophil monierten »ungewöhnlichen Unbekanntschaft mit der Welt«.⁶⁷ Bis zu einem gewissen Grade findet von dieser Blickerweiterung aus auch die kontrovers beantwortete Frage eine Klärung, wieweit die Weimarer Klassik mit ihrer »Weltumsicht« (WA I 36, S. 323) tatsächlich »weltbürgerlich« war im Sinne von Goethes Notizen zur Fortsetzung von »Dichtung und Wahrheit« oder aber, »innere Cultur« (WA I 53, S. 383) bevorzugend, in »nationaler und kontinentaler [europäischer] Beschränktheit« verblieben sei.⁶⁸ Zu erwarten wäre da jedoch keine Antwort in der Art eines Entweder-Oder.

Dafür zunächst zwei Zeugnisse: ein frühes, in einem Brief an Herder vom 14. Oktober 1786: »Die Fremde hat ein fremdes Leben und wir

65 Vgl. Guthke, *Der Blick in die Fremde*, a.a.O., S. 3 f., und Goethes Weimar (Anm. 7), S. 20 f., Wolfgang Reinhard, *Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie*, München 2006, S. 18 f., 381–390.

66 *The German Tradition of Self-Cultivation. Bildung from Humboldt to Thomas Mann*, Cambridge 1975.

67 *Schriften und Briefe*, hrsg. von Wolfgang Promies, München 1967–1992, Bd. 3, S. 269.

68 Urs Bitterli, *Die »Wilden« und die »Zivilisierten«*, München 1976, S. 210. Gegenthese: Bernd Thum und Elizabeth Lawn-Thum, »Kultur-Programme« und »Kulturthemen« im Umgang mit Fremdkulturen. Die Südsee in der deutschen Literatur, in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 8 (1982), S. 1–38, hier: S. 17.

können es uns nicht zu eigen machen, wenn es gleich als Gästen gefällt« (WA IV 8, S. 33) und ein spätes, aus den ›Noten und Abhandlungen‹ zum ›Divan‹: dem schon zitierten Wunsch, »als ein Reisender angesehen zu werden«, folgt »dem es zum Lobe gereicht, wenn er sich der fremden Landesart mit Neigung bequemt, deren Sprachgebrauch sich anzueignen trachtet, Gesinnungen zu theilen, Sitten aufzunehmen versteht. Man entschuldigt ihn, wenn es ihm auch nur bis zu einem gewissen Grade gelingt, wenn er immer noch an einem eignen Accent, an einer unbezwinglichen Unbiegsamkeit seiner Landsmannschaft als Fremdling kenntlich bleibt« (WA I 7, S. 4).

Zugrunde liegt dieser Philosophie des Reisenden die Überzeugung, die David Bell in der Einstellung des ›Divan‹-Autors zur Kultur Persiens aus anderen Zeugnissen freigelegt hat, dass nämlich zwischen Asien und Europa eine »perceived communality«, »a shared vision«, ja: »underlying unity« bestünde, »that blurs the distinctions of East and West«; statt vermeintlich »absoluter« Differenz (die in Saids ›Orientalism‹ zu Geringschätzung des Fremden führe) gewahre Goethe »productive links«, die Empathie, Sympathie und sogar »a sense of kinship« zwischen ihm und Hafis ermögliche.⁶⁹ Goethes Vorstellung von Weltliteratur bringt sich damit in Erinnerung als Kulturgrenzen überschreitendes Gespräch über mehr als nur Literatur im Miteinander nicht allein einzelner Partner, sondern ganzer »Nationen«. Goethe gibt 1828 das Stichwort dazu in ›Über Kunst und Alterthum‹ (VI, 2) anlässlich des ›Edinburgh Review‹: nicht sollen »die Nationen [...] überein denken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen, und wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, einander wenigstens dulden lernen«, nämlich in ihren Eigentümlichkeiten, die sie definieren und insofern auch trennen (WA I 41/2, S. 348). Da dies Trennende, das die Philosophie des Reisenden durchaus nicht vertuscht, aber nicht zu »orientalistischer« Feindseligkeit oder auch überheblicher Duldung führt, vielmehr Respekt vor dem »Anderen« verlangt, ist die Stimme der Weimarer »Menschlichkeit« auch und gerade in der Gegenwart noch hörensenswert.

69 David Bell, *Goethe's Orientalism. Goethe and the English-Speaking World. Essays from the Cambridge Symposium for the 250th Anniversary*, Rochester, NY 2002, S. 199–212, Zitate: S. 206–208.